

Zeitschrift: Anzeiger für schweizerische Geschichte = Indicateur de l'histoire suisse
Band: 16 (1918)
Heft: 1

Buchbesprechung: Besprechungen und Anzeigen

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Besprechungen und Anzeigen.

Wir bitten um Zustellung von Rezensionsexemplaren derjenigen Arbeiten, deren Besprechung an dieser Stelle gewünscht wird.

Frohnmeyer, Oskar. *Gempenplateau und unteres Birstal.* Eine geographische Studie. Basel, Verlag Helbing & Lichtenhahn, 1917. 63 S. —

In der Bestimmung seines Themas schwankt der Verfasser. Im Vorwort verspricht er «die Landschaft nach anthropogeographischen Gesichtspunkten zu beschreiben», während er auf dem Titel nur von «geographischer Studie» spricht. Aber abgesehen hievon ist diese ca. 60 Seiten umfassende Arbeit ein sehr zu begrüssender Beitrag zur Kenntnis des Rhein-Birswinkels. Nach einem straffen Bild über die natürliche Beschaffenheit, behandelt F. den Gang der Besiedelung. Für Höhlenbildung waren die geologischen Verhältnisse dieser Landschaft günstig gewesen. Daher fand auch der Steinzeitmensch hier Unterkunft, wie Fritz Sarasin nachgewiesen hat. Keltische Siedelung in der Gegend von Gempen lässt sich urkundlich vermuten. Römische Niederlassungen sind nicht selten nachzuweisen. Aber erst die Alemannen gaben dem nur 25 km² umfassenden Gebiete völkischen Stempel. Der Ausbau der Hofsiedelung zur Dorfform ward um 1400 vollzogen. Weil arm an Wasserkraften, hat das Gempenplateau die Industrie nicht locken können wie das untere Birstal. Daher ist jenes von Basels Einfluss frei geblieben. — Deutlich weist der Verfasser durch vergleichendes Kartenstudium und Benützung der reichen historischen Literatur im einzelnen nach, wie der Wald vom Menschen zurückgedrängt wurde, wie Wege entstanden, wie die alte Dreifelderwirtschaft verschwand, wie Gewässer der Technik des Menschen sich fügen mussten, wie die Matte den Acker verdrängte, bis der heutige Weltkrieg den Getreidebau auch hier zu neuem Leben erweckte. — Fünf vom Verfasser bearbeitete Kärtchen erleichtern dem Leser den Gang durch die Studie. Deren Sprache ist zumeist trocken, zu sehr statistischer Natur, was zwar dem objektiven Werte nicht schadet, wohl aber das Lesen selten zum Genusse gestaltet.

Zofingen.

Ernst Jenny.

Schlachtjahrzeitbuch von Uri. Im Auftrage der hohen Landesregierung als Andenken an die sechste Jahrhundertfeier der Schlacht am Morgarten und zur Erinnerung an die 1316 zu Uri angefertigten Bundesbriefe, hg. von Dr. Eduard Wymann, Staatsarchivar, o. O. [1916] XLVI + 78 S.

Am Sonntag nach Fronleichnam 1489 beschlossen Landammann, Rat und gemeine Landleute des Landes Uri, als Dankes- und Erinnerungsfest an

die zahlreichen Siege der Urner und anderer Orte der Eidgenossen, in denen sie «mit wenig lüten gross getaten und merklich überwindung bys jetz getan haben, sonderlich und zum ersten am Morgarten, darnach zuo Louppen, ze Sempach, ze Bellentz, an der Letzi und vor Zürich am Silfeld, zuo Ragatz und ze Basel an der Pirss, ze Castilion, zuo Elicourt, ze Granse, ze Murten, ze Nanse und zuo letscht in unserem Land Lifinen ze Giris (Giornico),» jährlich am 10 000 Rittertag in allen Kirchen des Landes eine «Jahrzeit und Gedechnis» zu feiern. An die Feier dieser Kampfstage und der dabei Gefallenen schloss sich die Erinnerung auch an die spätern kriegerischen Ereignisse an, bis auf die heutige Grenzbesetzung. In die Jahrzeitbücher der einzelnen Kirchen wurden zu diesem Zwecke die Namen der in den verschiedenen Schlachten und Kämpfen Gefallenen mit kurzen Einträgen über den Verlauf der betreffenden kriegerischen Ereignisse eingetragen. Bis zum Jahre 1489 gehen diese Notizen auf Angaben älterer Jahrzeitbücher oder auf Volkstradition zurück; von da an wurden sie jeweilen unmittelbar nach dem betreffenden Ereignis z. T. auf Grund von Angaben der Augenzeugen gemacht. Auf diese Weise wuchsen sich die Jahrzeitbücher der Urner Kirchen zu förmlichen «eidgenössischen Kriegschroniken» und zu eigentlichen primären Quellen der Urner und der allgemein eidgenössischen Kriegsgeschichte aus.

Der Urner Staatsarchivar, Dr. E. Wymann, hat diese Schlachtjahrzeit unter Benützung der Einträge in den Jahrzeitbüchern der verschiedenen Gemeinden zusammengestellt und durch den Druck zugänglich gemacht. Die Notizen über die einzelnen kriegerischen Ereignisse und die Namen der dabei Gefallenen beginnen mit der Schlacht bei Morgarten und reichen bis zum Sonderbundskrieg. In den Anmerkungen gibt der Herausgeber die abweichenden Stellen aus den verschiedenen Jahrzeitbüchern. Für die Namen der bei Morgarten und in den späteren Kriegen Gefallenen wird aus allen erreichbaren Quellen urkundliches Material beigebracht und damit die Zuverlässigkeit auch dieser auf frühern Aufzeichnungen oder Überlieferung fussenden Einträgen bis zu einem gewissen Grade gestützt. Andere wertvolle Ergänzungen bringen die Jahrzeiten einzelner Urner Familien.

Eine Anzahl von Abbildungen schmücken die kleine Festschrift. Ein Vorwort befasst sich mit den noch vorhandenen Erinnerungszeichen an die Schlacht am Morgarten, wobei in den noch nachweisbaren Traditionen der ihnen zu Grunde liegende geschichtliche Kern blossgelegt wird. Die sorgfältige und mit voller Beherrschung des Stoffes durchgeführte Edition dieser Jahrzeiten wird als Quelle für unsere Kriegsgeschichte gute Dienste leisten.

Zürich.

Hans Nabholz.

K. Meyer. Die Capitanei von Locarno im Mittelalter, herausgegeben von den Familien von Muralt in Zürich und Bern und der Familie von Orelli in Zürich; bearbeitet von Karl Meyer. — Zürich, 1916, XX, 555 pag., 21 tavole e carta storica.

Nel corrente del 1911 vedeva la luce uno studio di grande lena riguardante la storia delle valli ambrosiane ticinesi, da Federico Barbarossa a

Enrico VII di Lussemburgo.¹⁾ Era un lavoro sommamente interessante, perchè apriva agli studiosi un periodo di storia ticinese quasi interamente sconosciuto. E vi abbiamo visto, tra altro, magistralmente esposta la vita economica delle valli, che faceva capo alla vicinanza; le aspirazioni verso la libertà, anteriori alla fondazione della Confederazione Svizzera (alleanza tra Blenio e Leventina nel 1182); l'organizzazione del governo dei Canonici del Duomo di Milano, ecc. Quell' opera di pregio grande usciva dalla penna di un giovane studioso, il Dr. Carlo Meyer, di Lucerna, che con vero intelletto d'amore e con affezione sincera e disinteressata pel nostro paese si era dato alle ricerche storiche nel nostro cantone.

Vede ora la luce un' altra opera poderosa dello stesso autore, la storia cioè dei Capitanei o nobili di Locarno nel Medio Evo. Dal titolo parrebbe che il Dr. Meyer si limiti nel suo lavoro solamente alla storia dei baroni di Locarno. In realtà non è così, poichè non vi è indubbiamente nel Ticino un' altra regione, in cui la storia di alcune famiglie più si confonda colla storia di tutta la terra. Nella storia delle famiglie nobili locarnesi si ha la storia di Locarno e della sua pieve e ci viene esposta in un grosso volume; che si presenta sotto una veste elegantissima, dotato di illustrazioni ricchissime, di tavole, di documenti, ecc.

Il Dr. Meyer divide il suo libro in tre parti: esposizione storica, genealogie e documentazione.

Dopo una breve introduzione di dieci pagine, l'Autore divide la parte espositiva propriamente detta in quattro capitoli suddivisi in paragrafi: le famiglie nobili, i feudi dei Capitanei, la signoria politica, le vicende politiche.

L'introduzione dà una veduta generale, diremmo, dell' ambiente. La pieve di Locarno abbracciava il territorio degli attuali distretti di Locarno e di Vallemaggia, con Contone (passato più tardi al distretto di Bellinzona) e senza Brissago (che fino al 1342 formò una minuscola repubblica indipendente). Il termine *pieve* non aveva solamente un significato canonico, ma indicava pure la circoscrizione civile. *Locarno*, nel Medio Evo, non significava il capoluogo, allora chiamato *burgus de Vico de Locarno*, ma tutta l'estensione della pieve.

Il territorio, che in antico dovette formare un solo grande patriziato, si divideva in vari patriziati o vicinanze con organi amministrativi propri. Le vicinanze si dividevano in tre gruppi. Il primo gruppo era costituito da 17 vicinanze: Vico (Locarno), Ascona (con Ronco), Losone, Intragna (con Golino e Verdasio), Centovalli, Onsernone, Tegna, Pedemonte (Verscio, Cavigliano e Auressio), Solduno, Consiglio Mezzano (ora Muralto e Orselina), Minusio, Brione S. M., Contra, Gordola, Piandescio, Dido-Curogna (sopra Reazzino) e Contone. Il secondo gruppo era formato dalle due vicinanze del Gambarogno e di Indemini. Il terzo da 15 vicinanze: Avegno, Gordevio, Lodano-Moghegno, Maggia, Coglio, Giumaglio, Someo, Cevio, Bosco,

¹⁾ Blenio und Leventina von Barbarossa bis Heinrich VII. — Ein Beitrag zur Geschichte der Südschweiz im Mittelalter. Luzern, Verlag von E. Haag, 1911.

Bignasco, Cavergho, Brontallo-Menzonio, Lavizzara (divisa nel 1374 in cinque vicinanze di Broglio, Prato, Sornico, Peccia e Fusio: si ha un rimasuglio dell' antica grande vicinanza nella *comunella* Fusio-Peccia-Prato-Sornico), Verzasca e Mergoscia.

Nei sec. XIII e XIV Ascona è sempre associato con Locarno. Il terzo gruppo si separò da Locarno agli albori del sec. XV per formare una circoscrizione amministrativa separata, dalla quale però la Verzasca e Mergoscia si staccarono nuovamente più tardi per far ritorno a Locarno (origine del distretto di Vallemaggia. Il Gambarogno godette sempre di una grande autonomia.

Politicamente dal sec. XII al 1315 Locarno non fu che un distretto della repubblica di Como, senza diritti, con una piccola autonomia, ma senza rappresentanti nel governo. A Como si concentrava tutto ed a Como bisognava far capo anche per una minima lite. Como mandava un suo rappresentante col nome di potestà, di rettore o di vicario generale, con un vicario; nominava anche i notai. A quest' epoca Locarno, come anche Bellinzona, avevano molto da invidiare alle valli ambrosiane, specialmente il loro parlamento generale, indice di grande autonomia.

Dal sec. XIII a Locarno appare solo il consiglio generale, costituito dai rappresentanti delle comunità, con poteri, si può dire, quasi esclusivamente fiscali, a favore della repubblica di Como. Le vicinanze si governavano nelle loro faccende come l'intendevano, ma i consoli avevano poteri giudiziari irrisorii (fino a 10 soldi). Importante appare l'istituto dell' arbitrato.

Nel sec. XIV Locarno aumenta le sue autonomie, che durano fino alla repubblica Elvetica. Politicamente ottiene l'indipendenza dal 1315 al 1342, anno in cui cade sotto il dominio milanese durato fino alla conquista svizzera.

Chechè sia però delle libertà del Locarnese, non si possono paragonare colle libertà di Blenio, di Leventina e di Brissago. Locarno è sempre un paese soggetto. Una sola circostanza dà al Locarnese un carattere speciale: la situazione privilegiata della corporazione dei nobili, che vi durò per sei secoli. Locarno, nella regione delle Alpi, è l'unica che abbia conservato un carattere aristocratico; lo mantenne durante e malgrado il movimento comunale, sotto le città-repubbliche d'Italia, sotto la dominazione svizzera, fino alla Rivoluzione francese. È per questo che si può dire che la storia dei suoi nobili è in pari tempo la storia della pieve di Locarno.

Il I° capitolo parla delle famiglie dei nobili. I Capitanei locarnesi, nei loro rapporti corporativi, erano divisi in due gruppi: gli Orelli e i Muralto. Degli Orelli facevan parte, oltre le famiglie di questo nome, anche i della Rocca, i Magoria, i nobili di Gnosca (risiedevano nel castello, dove ora sorge la cappella di S. Carpofo), di cui un ramo si stabilì a Bellinzona e fondò la chiesa di S. Maria (ora S. Rocco). Ai Muralto appartenevano anche i nobili Duno di Ascona, finchè questi si costituirono in corporazione indipendente nel 1311 fino alla loro scomparsa nel 1689. — Alla fine del sec. XIV non rimangono che le tre parentele: gli Orelli, i Magoria ed i Muralto.

I nobili costituivano una propria corporazione politica ed economica: era un organismo fiscale di fronte al sovrano e possedeva beni propri. Nominava tutti i membri del consiglio generale della pieve e la maggior parte dei funzionari. Quali suoi organi la corporazione aveva: a) l'assemblea dei nobili, composta di tutti i Capitanei e radunata una volta all'anno nella chiesa di S. Francesco; b) tre canepari o anziani, nel sec. XV detti anche potestà, uno per ogni parentela degli Orelli, dei Magoria e dei Muralto; i canepari avevano l'amministrazione effettiva, incassavano le imposte, radunavano e presiedevano l'assemblea dei nobili; c) il notaio, che poteva essere anche non nobile.

Per ciò che riguarda l'origine dei Capitanei, il Meyer distrugge la leggenda della loro provenienza comune dalla Francia e dimostra che i Capitanei di Locarno sono di origine longobarda, che il loro rango corrisponde a quello dei valvassori maggiori (aventi cioè il feudo direttamente dal signore) e che in dignità corrispondono esattamente ai baroni di Germania.

Le entrate delle famiglie nobili erano costituite dai redditi dei loro feudi particolari e dei loro beni allodiali, come pure dalle entrate della corporazione, che erano divise dopo fatta la deduzione delle spese comuni e delle imposte. Una parte dei Capitanei viveva di cavalleria.

Per rispetto alle vicinanze, i Capitanei sono affatto indipendenti; formano essi stessi una propria vicinanza (*burgus de Vico*) e nulla, neppure il servizio militare, hanno di comune coi borghesi.

Interessanti sono i rapporti dei nobili colle chiese, specialmente con S. Vittore, il cui capitolo esisteva già nel 1152. Molti di essi diventano canonici prebendari sì bene, che qualche volta hanno la maggioranza nel capitolo. Possiedono due sole chiese particolari o gentilizie: S. Sebastiano in Ascona e S. Maria (S. Rocco) in Bellinzona. Largheggiano poi di doni a vari conventi e chiese, tra cui quella della Madonna del Sasso.

Il capitolo 2° espone la lunga teoria dei feudi imperiali e del vescovo di Como, che i Capitanei avevano nella e fuori della pieve di Locarno ed eran goduti collettivamente dalla corporazione o dalle singole famiglie. Già nell' 866 la corte di Locarno è oggetto di donazione dell'imperatore Luigi II a sua moglie Enghelberga. Sede principale della curia imperiale era Ascona; ma dei feudi imperiali non si parla più dopo il 1311. — I feudi vescovili erano i più numerosi e di origine diversa. I Capitanei avevano varie regalie ed il diritto di decimazione nella e fuori della pieve, avuto in feudo dal vescovo di Como. A questo proposito il Meyer mostra la ripugnanza delle popolazioni a subire questi pesi ed i tentativi, che fecero per liberarsene, tentativi che riuscirono solo parzialmente, poichè parte delle decime si conservarono fino al sec. XVIII. Non sempre i nobili godevano direttamente i loro feudi; di solito appaltavano la decima e davano in sotto-feudo anche le regalie. L' A. mette acutamente in rilievo l'importanza avuta da questi sotto-feudatari nelle lotte tra Guelfi e Ghibellini e come Milano ed i Rusca sempre li combattessero.

Interessante è la questione delle regalie: del loro godimento, della divisione dei frutti tra i nobili ed i borghesi (quando questi vi avevano

diritto), della loro storia, della loro importanza per la corporazione nobile, di cui coprivano tutte le spese, e per l'esistenza delle singole famiglie. Le regalie erano numerose e svariatissime. Accenniamo solo al grande pedaggio, che da solo rendeva da sette a quattordici volte più di tutte le altre regalie prese insieme, e la regalia del mercato esistente già nel sec. XII, che prova che il mercato quindicinale del giovedì a Locarno (come quello del sabato a Bellinzona) è di una grande antichità. Chi vi partecipava, vi godeva delle più ampie guarentigie per lo spazio di quattro giorni.

Il 3° capitolo è consacrato alla sovranità politica dei Capitanei. Grande ne era l'ambito. La corporazione dei nobili nominava del consiglio generale, non solo i suoi rappresentanti, ma anche quelli degli altri corpi giuridici. Nominava inoltre altri sedici funzionari della pieve. È sommamente interessante il vedere qui l'ascensione del pensiero democratico e come a poco a poco le vicinanze venissero ad acquistare esse il diritto di nominare i loro rappresentanti. La corporazione dei nobili aveva veri diritti costituzionali, potendo mutare anche gli statuti della pieve.

Il regime fiscale è delineato con grande precisione. I nobili formavano un organismo fiscale proprio. Per essi non valeva lo statuto territoriale — come era il caso per il resto della popolazione —, ma quello personale; pagavano alla corporazione, e questa s'incaricava di versare le imposte al Signore. Nel regime fiscale si ha un indice dell'antica prosperità economica dei nobili. Così ad es. nel 1403 pagavano $\frac{1}{6}$ di tutte le imposte della pieve, essi che formavano forse $\frac{1}{100}$ della popolazione. Subito dopo decadono e nel 1422 pagano soltanto $\frac{1}{10}$ o $\frac{1}{12}$; si è che nel frattempo erano stati spogliati dai Visconti del grande pedaggio, loro primo cespite d'entrata.

Gli Orelli avevano poi signorie loro proprie. Celebri sono quelle di Biasca, di Blenio e di Brissago. È uno squarcio interessantissimo della storia di queste comunità, che il Meyer ci espone, trattando di queste signorie degli Orelli. Per Blenio, Leventina e Biasca è tutto un istoriato dei rapporti di quelle comunità cogli Orelli, cogli Ordinari di Milano, coi Visconti e coi Pepoli, della sollevazione di Blenio e della caduta di Serravalle (1402), cose tutte, di cui l' A. già trattò magistralmente nella sua opera già citata «Blenio und Leventina». — Sommamente interessante è la storia della signoria degli Orelli su Brissago. Questo borgo visse una vita autonoma per il corso di cinque secoli; salvo una breve interruzione nell'ultimo decennio del sec. XIII, dipendette fino al 1342 immediatamente dall'impero, il che equivaleva ad una indipendenza effettiva. Nel 1342 i Visconti s'impadronirono di Brissago, come di Locarno, e gli Orelli ne perdettero per qualche anno l'avogadria. Nel 1439 i Rusca sono signori di Brissago, ma il borgo conservò la sua autonomia amministrativa cogli Orelli per avogadri. Nel 1798 scomparve ogni traccia del passato e gli Orelli vi perdettero ogni diritto in seguito all'incorporazione di Brissago nel distretto di Locarno.

Il capitolo 4° ci dà la storia politica dei Capitanei, dal loro primo apparire nel sec. XII fino alla perdita dei loro diritti e privilegi.

Nel 1186 (diploma di Federico Barbarossa) i nobili appaiono ancora dipendenti immediatamente dall' impero. Ma Como è sull' espandersi, tenta e riesce nella conquista di tutti i territori formanti la diocesi di Como e Locarno, non protetta dall' impero, cade sotto la dominazione comasca: nel 1210 non si parla più di dipendenza immediata dall' impero. I Capitanei vedonsi minacciati nei loro privilegi e parecchi di essi, per aver voce nelle cose della repubblica, vanno ad abitare Como. Quivi sono alle dipendenze dell' autorità, è vero, ma alla loro volta si fanno capi-partito. Ciò spiega come i baroni di Locarno, i Muralto e soprattutto gli Orelli, abbiano avuto una parte così attiva e spesso preponderante nelle lotte tra Guelfi e Ghibellini.

È cosa difficile di fare un' esposizione breve e chiara di queste vicende aggrovigliate. Fra tutte si erge grandiosa la figura di Simone Orelli, di cui l' A. ci narra le imprese, che spesso si confondono colla storia di Locarno. Abbandona Como fatta Ghibellina (1239) e lo vediamo a capo della pieve di Locarno resasi indipendente da Como (fino al 1249); nel 1242 sta all'assedio di Bellinzona assieme con Enrico de Sacco. La caduta di Bellinzona determina la conquista del Sottoceneri da parte di Milano. Simone è capitano dei Milanesi a Gorgonzola (1245), dove Enzo, figlio di Federico II, è fatto prigioniero. Troviamo Simone nei rapporti degli Orelli colla Rezia, dove è sconfitto ad Ems (1255) e fatto prigioniero nella lotta dei nobili grigioni contro il vescovo di Coira; poi nel Vallese, dove con Pietro II di Savoia, col conte di Gruyère, con Berna, coi Kyburg ed altri lotta contro il vescovo Enrico di Sion (1260). Morti Federico II (1250) e Corrado IV (1254), si hanno le guerre civili in Lombardia, echi delle lotte tra Guelfi e Ghibellini. È la lotta fra i capi-partito. Nel 1259 a Milano sale alla signoria il guelfo Martino della Torre, capo del popolo, che pose fine alle libertà comasche. I nobili di Milano e di Como fuggono capitanati da Ottone Visconti, più tardi arcivescovo di Milano e fondatore della potenza Viscontea. Simone con molti Orelli aiuta i fuggiaschi; ma Locarno, guelfa, si oppone, per cui è presa ed arsa (1262). I della Torre escono dalla lotta vittoriosi e potenti. Simone è fatto prigioniero e messo in una gabbia al Broletto di Milano (1263). I della Torre toccano l'apogeo della potenza con Napoleone (1265) e per opera loro Blenio e Biasca ritornano a Milano (1260—1270).

La riscossa ghibellina non si fece aspettare. Matteo Orelli toglie Biasca e Blenio ai della Torre (1273) e prende anche il potestato di Leventina. Simone è liberato dalla sua gabbia (1276), è eletto capitano del popolo di Milano e da qui innanzi sarà il braccio destro di Ottone Visconti, con cui lavorerà all' innalzamento della casa viscontea e, inconsciamente, alla rovina dei baroni locarnesi. — Nelle lotte, che si annodano a Ottone Visconti, troviamo Simone vittorioso alla battaglia lacuale di Germignaga, all' assedio mal riuscito di Arona e, dopo molte vicende, alla battaglia di Desio (1277), in cui fu vinto e fatto prigioniero Napoleone della Torre, che alla sua volta, fu chiuso in una gabbia ed esposto sulla torre del Baradello. — Desio fu la giornata, che decise delle sorti della Lombardia. Milano, Como e Locarno sono ormai in mani Ghibelline ed è consolidata definitivamente la Signoria

dei Visconti. È l'apogeo di Simone Orelli, che è eletto all' altissima carica di capitano generale «del comune e del popolo» di Milano.

Nei turbidi di Como del 1282 Simone sta coi Rusca, ghibellini, contro il vescovo Avvocati ed ha, con altri Orelli, una grande influenza. Alla rottura coi Rusca (1283), Simone ritorna ad Ottone Visconti e fa guerra ai Rusca; ma nella pace Simone e gli Orelli sono dati in balia dei Comaschi e Locarno torna sotto ai Rusca (1288). Simone muore prima del 1291.

All' epoca della lotta tra Papa Giovanni XXII e i Visconti, a Locarno si hanno riusciti moti d'indipendenza contro la dominazione dei Rusca (1315). I Capitanei dovettero avervi una grande influenza. Nel 1342 Locarno è presa da Giovanni e Lucchino Visconti, che vi costrussero un forte castello e spogliarono i nobili di molti beni. Anche Brissago cade in potere definitivo dei potenti signori milanesi; nel 1343 Blenio va perduto per gli Orelli, i quali conservano il potestato di Biasca al più tardi fino al 1370.

Sotto i Visconti i nobili vedono minacciate le sostanze, ma non i diritti politici. La pieve conserva la sua autonomia, malgrado che Locarno andasse soggetto al capitano del Lago Maggiore e ad un potestà; è così che i Capitanei conservano la loro antica influenza politica sulla pieve. Alla morte di Gian Galeazzo Visconti però (1402) ebbero molto a soffrire nei turbidi sopravvenuti. Essi perdettero allora la Vallemaggia e la Verzasca, che stanche della sudditanza, in cui erano tenute, riescono a separarsi da Locarno, separazione tacitamente approvata da Filippo Maria Visconti nel 1422. Un altro colpo sensibile ebbero nel 1412, quando il duca diede ai Frachignoni, cugini dei Rusca, Locarno ed il grande pedaggio, che, cessata la signoria dei Frachignoni nel 1422, rimase confiscato per sempre agli antichi possessori. Per questo molti Capitanei abbandonano la città natale.

Verso questo tempo ancora ricorre anche il tentativo — per allora fallito — fatto dalle popolazioni di strappare ai nobili le loro prerogative e mutare in senso democratico l'organizzazione aristocratica della pieve (1436).

Nel 1439 Locarno è ceduta dai Visconti a Franchino Rusca. Il governo di costui è duro, per cui al sorgere della Repubblica Ambrosiana, mentre Franchino vuole approfittare dell' occasione per costituire coi suoi territori un principato indipendente, i Muralto si uniscono al generale della Repubblica Ambrosiana per combatterlo. L'impesa dei Muralto va fallita (1449) e più d'un Muralto pagò colla vita lo scacco subito.

Nel 1500 Locarno passa sotto la breve dominazione francese e nel 1512—1513 sotto la Signoria svizzera. I Capitanei videro confermati i loro privilegi e rifiorire le loro finanze per il traffico aumentato, ma dovettero abbandonare ai non nobili i loro diritti politici. Nel 1555 il numero loro diminuisce per la migrazione a Zurigo e a Berna di molti di essi passati alla Riforma. Rimangono ai nobili le regalie e agli Orelli l'avogadria di Brissago.— Ogni diritto feudale cade poi alla Rivoluzione ed alla costituzione del Ticino in cantone autonomo. Nel corso del sec. XIX la corporazione perdette anche la maggior parte delle sostanze rimastele. Ora non possiede che due diritti di pesca sul Ticino e la pesca degli agoni lungo il Gambarogno. Sono gli

ultimi rimasugli, che si ergono come massi erratici, per usare della pittoresca espressione del Meyer, a testimonio di un lontano passato.

L'opera contiene poi numerosissime genealogie degli Orelli, dei Muralto e dei Magoria e finisce col testo di 23 documenti, tutti di una grande importanza per la storia di Locarno e dei suoi Baroni.

Tale è, brevemente e sbiaditamente esposta, l'opera del sagace Dr. C. Meyer. Nessuno vi è che non veda quanto sia importante la sua pubblicazione per la storia del Ticino; ma pochi sono coloro che si fanno un'idea anche lontana della somma enorme di lavoro, che l'opera è costata al Sig. Meyer. Egli ha la vocazione della storia e non bada nè a fatiche nè a stenti, pur di riuscire. A sua grande, anzi a sua prima lode, bisogna aggiungere che ha lo scrupolo della verità storica. Si può fare pieno affidamento su di lui e non abbiamo trovato una sola affermazione, che non fosse basata su prove rigorosamente storiche.

Al valente studioso delle cose ticinesi vada il nostro plauso incondizionato, le nostre sincere congratulazioni per l'opera felicemente terminata e l'augurio cordiale che abbia a continuare al Ticino la sua affezione ed il suo interesse, per cui altri lavori circa le nostre plaghe abbiano ad uscire dalla sua dotta penna!

Prima di chiudere queste righe ci è grato di dare un meritato elogio alle onoratissime Famiglie von Muralt e von Orelli di Zurigo e di Berna per l'opera da esse compiuta ad illustrazione della loro Famiglia. Furono veri Mecenati nell'incoraggiare le ricerche e nel rendere possibile, col loro appoggio munifico ed efficace, una pubblicazione di simile valore. È bella prova di attaccamento alla culla delle loro Famiglie ed è tributo prezioso offerto alla madre patria.

Fossero frequenti simili uomini facoltosi, che delle loro ricchezze fanno un uso sì nobile!

Lugano.

Dr. Celestino Trezzini.

Das Rottweiler Steuerbuch von 1441. Königsfestgabe des Rottweiler Geschichts- und Altertumsvereins von *Eugen Mack*. Tübingen 1917. Kommissionsverlag der H. Lauppschen Buchhandlung. Gross 4^o XIII und 155 S.

Seit *Gustav Schönberg* mit seiner Monographie über «die Finanzverhältnisse der Stadt Basel im XIV. und XV. Jahrhundert» (Tübingen 1879) zum ersten Male zeigte, in welcher ungeahnten Weise die Steuerbücher und register für die städtische Wirtschaftsgeschichte, und nicht nur für diese allein, fruchtbar gemacht werden können, hat die Publikation von mittelalterlichen Steuerquellen nicht mehr geruht. Einen besondern Rang nimmt die unter *Bernhard Harms'* Oberleitung von *Emil Dürr* publizierte Sammlung «Der Stadthaushalt Basels im ausgehenden Mittelalter» (bisher 3 Bände Tübingen 1909—1913) ein — aber gerade dieses grossangelegte Quellenwerk zeigt auch das Missliche einer solch umfassend geplanten Publikation: über der editionstechnischen Zubereitung des Materials kommt dann leicht

die Verarbeitung der Quellen selber ins Hintertreffen — und auf diese Verarbeitung und Ausmünzung des dargebotenen Stoffes durch den wirtschaftshistorisch geschulten Fachmann ist nun einmal jeder zunächst angewiesen, der nicht ex professo sich mit der städtischen Steuergeschichte beschäftigen kann und doch über ihre Resultate orientiert sein möchte.

Der Herausgeber der vorliegenden Jubiläumsschrift, dem wir bereits eine grundlegende Untersuchung über «Die Kirchliche Steuerfreiheit in Deutschland seit der Dekretatengesetzgebung» verdanken, (Tübinger Preisschrift, erschienen als Heft 88 der von Ulrich Stutz herausgegebenen Kirchenrechtlichen Abhandlungen, Stuttgart 1916) hat diese Nachteile einer allzu weitgespannten Publikation zu vermeiden gewusst. Seine Zugänglichmachung eines einzelnen, dafür aber besonders wichtigen Steuerbuches lässt hinsichtlich der Edition und der sie einleitenden und verarbeitenden Ausführungen, die erst das Einstellen der Quelle in den allgemeinen historischen und verfassungsgeschichtlichen Zusammenhang ermöglichen, kaum einen Wunsch offen.

In einem ersten Teil werden «grundlegende Fragen der Rottweiler Geschichte» abgehandelt. Wenn da an Einzelheiten sicher viel zu viel gebracht wird, so mag diese umständliche Breite im Charakter des Buches als eine Festschrift, die zugleich die Lokalgeschichte mit ihren mehr oder weniger bemerkenswerten Ergebnissen Revue passieren lassen soll, ihre Rechtfertigung finden; dem nicht lokalhistorisch interessierten Leser wird dadurch allerdings der Zugang hie und da erschwert. Zunächst wird, was schweizerische Leser interessieren wird, Rottweil als Zähringergründung nachgewiesen und die Entstehung des Marktes behandelt, bis sich dann die Ansiedlung zu einer eigentlichen Stadt im Rechtssinn entwickelt. Mack betont nachdrücklich (S. 23), die dem Marktherrn als Grundherrn zu entrichtende Abgabe sei ein Zins und keine Steuer gewesen. Dem wird man ohne weiteres beipflichten, denn sie beruhte ja auf einem rein privatrechtlichen Verhältnis zwischen dem König als Grundherr und seinen Ansiedlern. Nur möchte ich nebenbei die Frage aufwerfen, ob sich überhaupt durchweg Steuer und Zins auseinander halten lassen und ob nicht, wenn einmal der rechtsgeschäftliche Ursprung der Abgabe dem Gedächtnis entschwindet, der Zins allmählich in eine Steuer übergeht, zumal dann, wenn wie hier der Grundherr zugleich Stadtherr ist. Typisch ist, dass nach der Reichssteuermatrikel von 1241 Rottweil 40% der aufgebrachten Summe «sibi in edificio» behalten darf; einige Städte haben überhaupt nichts vom erhobenen Betrag ans Reich abzuführen. Hier liegt nun eine wirkliche Steuer vor; «der Städte Bau», eben die Befestigung, bildete, worauf *Andreas Heusler* in seiner eben erschienenen Geschichte der Stadt Basel wieder verweist (S. 14), einen Hauptgegenstand der städtischen Verwaltung überhaupt. Man kann darum ruhig mit Mack das grössere oder geringere Verhältnis zwischen dem von der einzelnen Stadt zurückzubehaltenden Betrag und dem Gesamtbetrag der Steuer mit der mehr oder weniger weit fortgeschrittenen Befestigung der Stadt, an der natürlich auch das Reich ein grosses Interesse hat, in Beziehung bringen. Ein sehr verdienstlicher Über-

blick über die sozialen Verhältnisse Rottweils vom 14. Jahrhundert bis zur Reformation schliesst die allgemein historische Darstellung. (Von einem «Kampf der Klassen» (S. 67) würde ich doch lieber nicht reden!) Charakteristisch für Rottweil ist, dass die Verschiebung der Stände und damit der politischen Machtfaktoren doch nicht zu einem ausschliesslichen Zunftregiment mit all seinen Nachteilen geführt hat wie etwa in Basel, sondern eine «enge und nicht bloss kurz dauernde Verbindung der Kapitalkraft der Geschlechter mit der Tatkraft der Zünfte bedeutet Rottweils Blüte».

Die eigentlichen steuergeschichtlichen Ausführungen S. 69 ff. weisen zunächst auf die Technik der Steuererhebung hin: es werden da ganz moderne Probleme praktisch; besondere Schwierigkeiten bereitete es offenbar, zwischen dem, was wir heute Vermögenssteuer und Einkommenssteuer heissen, die richtige Balance zu finden. Man sieht deutlich, wie sich die Steuertechnik noch fast vergeblich bemüht, das in Immobilien investierte Kapital zu erfassen. Sie sieht nur das bare Geld, das z. B. in der Form von Ewigzinsen eingeht, aber nicht die Vermögenswerte, die das Geld erzeugen, und so wird der Unbegüterte mit etwas Barvermögen ungleich stärker belastet als der Reiche, der von seinen Renten lebt. Schliesslich musste aber dann doch die Besteuerung lediglich nach dem Ertragsprinzip aufgegeben und das Wertprinzip angenommen werden.

Am Schluss wird das Steuerbuch von 1441, das im zweiten Teil in einem augenscheinlich sehr sorgfältigen Abdruck vorliegt, ausführlich besprochen. Ich kann auf Einzelnes nicht weiter eingehen; sehr hübsch ist die Feststellung auf S. 102 f.: «das wirksamste Urteil gegen Steuerdefraudation war das *Zugrecht* des Rates auf das eingeschätzte Gut und zwar zu dem vom Steuerpflichtigen genannten Betrag». Ein Wunsch sei schliesslich noch geäussert: das Register ist «topographisch angelegt» (S. 96) und von der Topographie Rottweils ist im ganzen Buche überhaupt viel die Rede. Da fehlt nun ganz entschieden das wichtigste: eine topographische Karte der Stadt, in der wenigstens die Lage des Königshofes, des Marktes, der «Orte» und Vorstädte und der Gotteshäuser verzeichnet ist; als Beispiel mag etwa die durchaus ausreichende Karte im ersten Bande von *Rudolf Wackernagels* Geschichte der Stadt Basel dienen. Vielleicht kann das (S. 152) in Aussicht gestellte Gesamtregister auch noch gerade diese Lücke, die einzige, die ich angesichts des entschieden zu reich dargebotenen Stoffmaterials namhaft machen könnte, ausfüllen!

Unsere einheimische Literatur, die ja überhaupt hinsichtlich der Städtegeschichte in ihren Vertretern wie *Schönberg* oder *Wackernagel* einen besonders hervorragenden Platz behauptet, ist erfreulicherweise durchweg berücksichtigt und zum Vergleiche herangezogen. Die überaus lehrreiche Darstellung von *Mack* wird darum auch schweizerischen Lesern manches zu sagen haben, vor allem möchte ich sie denen empfohlen halten, die etwa selber an die Publikation von steuergeschichtlichen Quellen schreiten wollen.

Basel.

Hermann Henrici.

Literatur zur schweizerischen Reformationsgeschichte.

- Farner, Oskar:** Huldrych Zwingli, der schweizerische Reformator. 70 S. Emmishofen, Johs. Blanke 1917. Fr. 1. —
- Burckhardt, Paul:** Huldreich Zwingli. Eine Darstellung seiner Persönlichkeit und seines Lebenswerkes. 136 S. Zürich, Rascher & Co. 1918. Fr. 2. 50.
- Heer, Gottfried:** Fridolin Brunner, Reformator von Glarus. 55 S. Zürich, Zürcher & Furrer 1917. Fr. 1. 50.
- Miescher, E.:** Die Reformation in Basel und speziell zu St. Leonhard. 60 S. Basel, Missionsbuchhandlung 1917. Fr. 1. 20.
- Gauss, K.:** Reformationsgeschichte Liestals. Liestal, Druckerei zum Land-schäftler. 58 S. 1917. Fr. 1. 20.
- Wipf, Jak.:** Sebastian Hofmeister, der Reformator Schaffhausens. 62 S. SA. aus «Beiträge zur vaterl. Geschichte Schaffhausens» 1917.
- Zum Gedächtnis der Reformation:** Vier Vorträge. 104 S. Basel, Helbing & Lichtenhahn 1917, Fr. 1. 50.
- Reformationsfeier an der Universität Bern.** Reden. 31 S. Bern, A. Francke 1917. Fr. 0.80.

Das Reformationsjubiläum hat ohne Ausnahme die hier zu besprechenden Schriften ins Leben gerufen; so sind sie ein Zeugnis für den jedenfalls vorhandenen ernstesten Willen, das Fest zu einer Neubelebung des historischen Sinnes führen zu lassen, von der richtigen, heute leider vielfach abschätzig beurteilten Einsicht aus, dass unsere beste Kraft in der Geschichte wurzelt. Es handelt sich in den vorliegenden Publikationen durchweg um ernst zu nehmende historische Forschung, die für die Geschichtswissenschaft eine Förderung bedeutet und dennoch gemeinverständlich gehalten ist. Das gilt vor allen Dingen von der Schrift des Pfarrers von Stammheim, Oskar Farner, die, auf den Massenvertrieb berechnet, doch in keiner Weise schlechte Massenware ist, im Gegenteil, der Zwingliforschung Neues und Wertvolles zu sagen hat. Das kommt daher, dass Farner, wie schon seine beiden grösseren Studien in den «Zwingliana» bewiesen, sich nicht nur an die Literatur über Zwingli gehalten hat, die er genauestens kennt, vielmehr selbst zu den Quellen hinabstieg und Unbekanntes aus ihnen hervorholte. Die ständige Belebung der Darstellung durch wenig gekannte, aber treffende Zwingli-Worte ist ein Hauptvorzug des Werkes. Wie hat es z. B. Farner verstanden, im 8. Kapitel «Persönliches» aus Briefnotizen, gelegentlichen Mitteilungen, Nachrichten der Freunde ein plastisches Bild zu entwerfen! Es geht ein warmer patriotischer Zug durch das Ganze hindurch, wie sich das für eine Festschrift ziemt, und dass der Pfarrer auch hie und da — nie aufdringlich, vielleicht mit der einen Ausnahme des Stichelns auf die unwirksame gegenwärtige Polizeistunde S. 36 — die Nutzenanwendung auf die Gegenwart macht, wird ihm niemand verübeln wollen; die Historie soll doch vitae magistra sein.

Farners Lebensbild gibt den gegenwärtigen Stand der Zwingliforschung im wesentlichen treffend wieder, und da ist doch gegen früher, auch gegen

Stähelin, manches neu erarbeitet worden. Vorab die Heranbildung Zwinglis zum Reformator, insbesondere seine Stellung zu Luther. Die Anschauung, wie sie Zwingli selbst ausgesprochen und jüngst nach den Hauptpunkten R. Steck (Zwingliana 1917, H. 2), auch A. Baur (Deutsche Literaturzeitung 1917, Nr. 46) wiederholten, dass der gleiche Quell aus zwei Röhren, unabhängig voneinander, sprudelte, ist nicht mehr zu halten; Farner betont mit Recht, dass die Heilslehre im Gegensatz zum humanistischen Moralismus, also das Tiefste seiner Weltanschauung, bei Zwingli auf Luther zurückgeht. Und Zwinglis späteres Urteil ist einerseits aus politischer Taktik — «seiner Sache sollte zu der Zeit, wo die ganze Welt gegen den gebannten Luther wütete, nicht dadurch Gefahr entstehen, dass man sie einfach mit Luthers Sache zusammenwarf» S. 57 — andererseits aus berechtigter, langsam sich entwickelnder Eigenart zu verstehen. Der im Volksbewusstsein stark festwurzelnde «Demokrat» Zwingli wird von Farner mit Recht (S. 32) abgelehnt; Volkstümlichkeit ist nicht Demokratie, das zürcherische Gemeinwesen unter Zwinglis tatsächlicher Leitung war eine Staatskirche, in deren Regiment Zwingli sich auch als Herrschernatur zeigen konnte (S. 37; den Begriff «Staatskirche» wird Farner nicht pressen wollen, sachlich kam das Züricher Kirchenregiment darauf hinaus, theologisch konzipiert war es anders, als Bibelherrschaft, Bibliokratie mit dem Propheten Zwingli an der Seite). Der Abendmahlsstreit hat durch die Veröffentlichung der Blarer-Korrespondenz und die daran anschliessenden Untersuchungen von v. Schubert und dem Unterzeichneten ein neues Aussehen gewonnen, doch kann ich der Motivierung der Ablehnung des in letzter Stunde von den Lutheranern gemachten Vermittlungsvorschlags seitens Zwinglis nicht zustimmen. Farner schreibt: «er wollte nicht einer verlockenden politischen Aussicht zulieb sich von seiner lauterer Überzeugung etwas abmarkten lassen.» Das kann das Motiv nicht gewesen sein, denn Zwingli hätte der in Marburg vorgeschlagenen Unionsformel zustimmen können, es hinderte ihn die Rücksicht auf das Volk. «Nicht dass uns dies Wort: wahr und wahrlich, sofern es recht genommen, missfallen, sondern dass *der gemeine Mensch* im Teutschen also versteht: der wahre, selbst wesentliche Leib Christi wird wahrlich wesentlich im Nachtmahl genossen . . . etc.», hat Zwingli bekannt, als im Anschluss an den Augsburger Reichstag sich neue Unionsverhandlungen anbahnten. Und Bucer in seiner *Defensio adversus axioma catholicum id est criminationem R. P. Roberti, episcopi Abrincensis* (1534) gibt in seinem sehr interessanten Rückblick auf die Unionsverhandlungen ebenfalls die Rücksicht auf das vulgus als Weigerungsgrund der Schweizer an. Im einzelnen liegen die Dinge hier kompliziert und bedürfen noch der Aufklärung, aber es dürfte feststehen: hätte Zwingli es nur mit sich und seiner Überzeugung zu tun gehabt, so wäre die Union in Marburg zustande gekommen. Etwas zu günstig, hier im alten Schema bleibend, hat Farner Zwinglis Stellung zur Bauernbewegung dargestellt (S. 35 f.). Man darf doch nicht vergessen, dass er Forderungen preisgab, die er früher selbst vertreten hatte, und dass von irgendwelcher Opposition gegen die Obrigkeit nichts zu merken ist; der kleine Zehnten wurde übrigens nicht abgeschafft (gegen S. 36).

Ein kurzes Wort sei noch zur Ausstattung des Buches gesagt. Sie ist sehr schmuck, die Bilder sind zumeist von W. F. Burger nach alten Bildern gezeichnete Federzeichnungen. Das hat Vorteile und Nachteile. Vorteilhaft ist die dadurch erzielte Frische und Unmittelbarkeit gegenüber alten, abgegriffenen Clichés; aber es leidet die historische Treue. Das bekannte Asperschbild von Regula Gwalther mit Töchterchen mutet z. B. fremd an, auch Vadian und das Fantasiebild S. 47 hätte man *diesem* vortrefflichen Buche ersparen sollen.

Anders gehalten, höhere Anforderungen an die Leser stellend, ist das Charakterbild Zwinglis von Paul Burckhardt, dem verdienstvollen Forscher zur Basler Täufergeschichte. Mit grossem Geschick ist der Reformator hier auf den Boden der vaterländischen Geschichte gestellt, Zeitereignisse und Kulturzustände werden sorgsam herausgearbeitet, doch schimmert dann überall transparent die Persönlichkeit Zwinglis durch. Wie bei Farner ist auch hier das reichliche Zitieren von Zwingli-Worten ein grosser Vorzug, und dass der Profanhistoriker die speziellen theologischen Probleme kennt, verdient volle Anerkennung. Im Anschluss an eine frühere, in der schweiz. theol. Zeitschrift veröffentlichte Studie behandelt Burckhardt besonders eingehend Zwinglis Staatspolitik, vorab ihre Katastrophe, und rückt den gewalttätigen Machtcharakter dieser Politik in den Vordergrund. Damit bestimmt sich natürlich das traditionelle Bild vom «guten Eidgenossen» etwas anders, aber richtiger. «Ein gewöhnlicher Patriot ist Zwingli allerdings nicht gewesen, aber doch der grösste Eidgenosse, wenn man das Wort als unbeweisbares Werturteil gelten lässt, und sicherlich der grösste tragische Held der schweizerischen Geschichte» (S. 136). Treffend wird betont, dass diese Politik stets im Dienste des Glaubens gestanden hat; insofern ist Zwingli «durchaus unmodern» (S. 10) unterscheidet sich durch dieses Ethos z. B. auch von Hans Waldmann, dessen nackten Egoismus er nicht kennt. Der früher so hoch eingeschätzte Bekennnisbrief Zwinglis an Heinrich Uttinger über seine Glarner und Einsiedler Fehltritte wird S. 24 f. mit Recht niedriger gehängt: «in gewandtem lateinischem Briefstil mit geistreichen und witzelnden Pointen schreibt er über die ernste Sache.» Kurz, das Ganze ist wohl gelungen. Einige Desiderien seien notiert: dass «die spätmittelalterlichen Kirchenlehrer Zwingli wie die meisten humanistisch Gesinnten *von vornherein* (von mir gesperrt) als verächtliche Spintisierer und Begriffskrüppel galten,» kann nicht richtig sein, denn Zwingli wird von Glarean 1511 ff. (Krit. Zwingli-Ausg. Bd. 7, Nr. 6) als «Aristotelicus» bezeichnet d. h. als Schüler der *via antiqua*. Sehe ich recht so ist die Abwendung Zwinglis von der Scholastik erst mit dem Einfluss des Erasmus d. h. 1515/16 gekommen, der die Scholastik verpönte. Damit dürfte sich auch die Rolle des Thomas Wyttenbach etwas anders bestimmen, doch wäre es dringend notwendig, Zwinglis Jugendentwicklung einmal eingehend zu behandeln, etwa so wie O. Scheel den jungen Luther behandelt hat. Wenn im «Labyrinth» religiöser Pazifismus herrscht (S. 32), der von Erasmus stammt, so ist der Zeitansatz 1514, den Burckhardt neben 1516 offen lässt zu früh; denn damals wirkte Erasmus noch nicht auf Zwingli. Die Pro

phezeiung «nach einem späteren Zeugnis» über Karl V (S. 40) kann nicht richtig sein angesichts der Äusserung Zwinglis zur Kaiserwahl am 25. März 1519 (Krit. Zwingli-Ausg. Bd. 7, Nr. 70). Die wohl abgewogene Darstellung des Problems: Zwingli und Luther (S. 42 ff.) könnte nach der Richtung hin ergänzt werden, dass neben Luthers Paulinismus auch namentlich sein Stoss gegen das Papsttum auf der Leipziger Disputation wirkte; der hat vielleicht noch stärker die Reform in Zürich Reformation werden lassen. Den gewaltigen Eindruck spiegeln die Briefe wieder, erst nach Leipzig verzichtet Zwingli auf die päpstliche Pension, und dem Stoss gegen das Papsttum verdankt Luther bei Zwingli den Ehrennamen David und Herkules: Zu S. 72: dass Zwingli doch, wie Luther, den jüngsten Tag erwartet hat, zeigt der Schluss seiner gegen die Täufer gerichteten Schrift «vom Predigtamt»: «der herr kumpt bald, er ist nach, dass er uns nit schlaaffend find!» (Krit. Ausg. IV, S. 433). Die Lehre vom «passiven Widerstandsrecht» wird S. 84 nicht ganz genau so wiedergegeben, als wenn sie das geduldige Leiden um des Evangeliums willen allein bedeute; das Entscheidende ist — so hat es auch Luther gemeint — nicht das Leiden, sondern das nicht Aufbegehren dagegen. S. 126 wird «die vorsichtig und unbestimmt gehaltene Glaubensformel in Bezug auf das Abendmahl,» die die Lutheraner proponierten, erst an den Augsburger Reichstag angehängt, während sie doch schon in Marburg vorgeschlagen wurde, wo aber die Lutheraner (gegen Burckhardt) «doch wollten». Die Formel stammt auch nicht von Bucer, sondern, wie ich bald zeigen zu können hoffe, von Osiander. Die «Todesgedanken in Zwinglis Seele» infolge des Halleyschen Kometen sind wahrscheinlich Legende. (Vgl. Ztschr. f. Kirchengesch. 32, 259 ff.) Die Philologen seien noch aufmerksam gemacht auf die lehrreichen Ausführungen zur deutschen Schriftsprache Zwinglis S. 59 ff.

Die vom Verlage sehr hübsch ausgestattete Schrift von G. Heer, dem wir eine Reformationsgeschichte von Glarus verdanken, stellt aus den nicht allzu zahlreichen, in den Büchern von und an Zwingli und an Bullinger (ein Verzeichnis der letzteren steht am Schluss) sowie den eidgen. Abschieden und Chroniken von Tschudi und Trümpi niedergelegten Nachrichten ein sehr ansprechendes Lebensbild von Fridolin Brunner zusammen. Was aus den Quellen gemacht werden konnte, hat Heer daraus gemacht. Gegen Egli wird mit Glück verfochten, dass Brunner gleichzeitig die Pfarrei in Mollis und eine Pfründe in Glarus hatte; die Tätigkeit in Flums und Betschwanden, woselbst Br. 23 Jahre seines Lebens zubrachte, um 1555—1570 in Glarus zu wirken, wird neu beleuchtet. Möchte die musterhaft angelegte Monographie den historischen Sinn stärken und die Liebe zur Heimatgeschichte beleben! Eine kleine Bemerkung zu dem (wie andere Dokumente auch) übersetzten Briefe vom 13. Januar (S. 11 ff.): die Worte «dagegen wollen sie, dass im Brot Leib und Blut Christi wesentlich da sei» gehen nicht auf die katholische Transsubstantiationslehre, sondern auf die Abendmahlslehre Luthers; das zeigt das Folgende deutlich. Das «Büchlein» Luthers «wider die Schwarmgeister» hat in Glarus gewirkt, und Brunner weiss sich nicht zu helfen. — Joh. Ludw. Vives ist nicht Franzose aus Valence, sondern Spanier aus Valencia (zu S. 52).

Die Schrift von Hauptpfarrer Miescher bezeichnet sich selbst als «für die Gemeinde dargestellt» und ist ein Separatabdruck aus dem «Christlichen Volksfreund». Letzteres verrät sich in der Einleitung, die an die frühere, dort dargestellte Geschichte von St. Leonhard anknüpft, und zwar so unmittelbar, dass der über sie nicht unterrichtete Leser sich nicht ohne weiteres zurecht finden kann; hier wäre eine leichte Umarbeitung am Platze gewesen. Im übrigen ist die Geschichte der Basler Reformation auf den Quellen aufgebaut und frisch und gemeinverständlich dargestellt. Auf neue Ergebnisse ist es dabei nicht abgesehen, die sind auch wohl kaum zu bieten, immerhin sei aufmerksam gemacht auf die eingehenden Nachrichten über Markus Bertschi und den ersten reformierten Sigrist von St. Leonhard Heinrich Just, den Hessen, von dessen altem Vater ein treuherziger Brief mitgeteilt wird. In den ersten Kapiteln fusst Miescher ein wenig stark auf abgeleiteten Quellen, aber es war überhaupt nicht seine Absicht, nun das ganze Material neu zu durchforschen; wir werden warten müssen, bis E. Stähelins Oekolampadbiographie und die Publikation der Akten zur Basler Reformationsgeschichte vorliegt; dann wird auch wohl die Geistesströmung an der Universität klarer beleuchtet werden, als es bisher geschehen ist. Nicht gutheissen kann ich Mieschers Art der allzu sorglosen Zitationsweise; bei Büchern sollte z. B. *stets* (bei Miescher geschieht es nur in Auswahl) das Erscheinungsjahr angegeben werden. Herzogs Realenzyklopädie kann man nicht mehr gut nach der ersten Auflage zitieren, wo schon die dritte erschienen ist (zu S. 6); zudem ist «Johann von Wessel» auf alle Fälle unrichtig, es handelt sich um Wessel Gansfort, nicht zu verwechseln mit Johann von Wesel (mit *einem* s)! Das Enchiridion des Erasmus erschien 1502, nicht 1503 (zu S. 10). Die Zwinglibriefe werden bald nach Schuler-Schulthess, bald nach der neuen Ausgabe zitiert, der Leser erfährt aber nicht immer, welche Ausgabe benutzt ist. Ob die meisten wissen werden, dass Ant. Gernl. = Antiquitates Gernlerianae ist? (zu S. 20). Oder was B.U.B. (S. 31) heisst? Nicht ganz genau ist die Angabe S. 36, Oekolampad bezeichne in seiner grossen Schrift vom Abendmahl 1525 die Rede Jesu als einen «Tropus»; er sagt «Figur», und diese Bezeichnung ist von den Gegnern z. B. gegen die Zwinglis als Tropus ausgespielt worden, Zwingli betonte dann, dass beides dasselbe sei. Wo steht der S. 48 zitierte Brief Oekolampads an Grynaeus?

Pfarrer D. Gauss in Liestal bietet ebenfalls die Reformationsgeschichte seiner Gemeinde auf Grund der Akten. So ist neben Bekanntem manches Neue herausgekommen, das auch über die Lokalgeschichte hinaus Beachtung beanspruchen darf. «Die Reformationsgeschichte Liestals ist ein Stück Reformationsgeschichte des Baselbiets». Nach einem einleitenden Kapitel über die kirchlichen Zustände vor der Reformation, aus dem die Nachrichten über bekannt gewordene Geistliche aus der Liestaler Bürgerschaft und die sehr anschauliche Schilderung des Elendes der Priesterkonkubinen (S. 11) herausgehoben seien, konzentriert sich die Darstellung immer mehr um die Person des Leutpriesters Stephan Stör von Diessenhofen, seit etwa 1512 in Liestal.

Über seine erste Reformationspredigt und seine Disputation war das Wichtigste bekannt, in neues, wertvolles Licht aber wird der Bauernkrieg gerückt, dessen Gefährlichkeit für Basel grösser war, als man gemeinhin annimmt. Die mit Recht oft wörtlich angeführten Quellen sprechen ungemein anschaulich, Stör hat in eigenartiger Unüberlegtheit den Hochverratsversuch gemacht, durch einen Brief die Basler Zünfte aufzuwiegeln, musste ihn dann freilich schwer büssen: er wurde des Landes verwiesen und kam nach Gefangennahme in Strassburg, wo Capito und Zwingli für ihn eintraten, nach Hessen, durfte aber auch nach Einführung der Reformation in Basel nicht zurückkehren. Für den Fortgang der Reformation in Liestal blieb dann die Basler Ordnung vom 1. April 1529 massgebend, doch gab das Kapitel der Landschaft am 12. August 1540 in den Acta Liechstalensia eine Ergänzung. Ein Triumph für Stör war es, dass die zehnte These an der Berner Disputation wörtlich der vierten seiner eigenen früheren Basler Disputation entsprach.

Dem Reformator Schaffhausens hat Jakob Wipf eine sehr verdienstliche Studie gewidmet, so dass wir wünschen möchten, er liesse uns nicht bis 1929 auf eine Ergänzung seines Lebensbildes zu einer Reformationsgeschichte Schaffhausens (vgl. S. 54 Anm.) warten. Nach der alten, schon 1808 erschienenen Hofmeister-Biographie von Kirchhofer haben wir erstmalig eine das Material sorgsam aufspürende und ausschöpfende Darstellung vor uns; sind auch die Grundzüge die alten geblieben, im einzelnen ist mancherlei Neues geboten. Hübsch ist, dass im Anhang noch der Fund von Dr. R. Lang, das Originalkonzept des Empfehlungsbriefes des Bürgermeisters und Rats von Schaffhausen an Dr. Stephan Bondorf für Hofmeister von 1511 benutzt werden konnte. Darnach ist Hofmeister 1511 schon in Frankfurt gewesen und wird von dort zur Beförderung nach Freiburg empfohlen. Ob er dort gewesen ist? In der Freiburger Matrikel (hg. von H. Mayer) steht er nicht. Von dort kam er dann nach Paris. Man muss einmal den mageren Artikel von Bloesch in der 3. Aufl. von Herzogs protest. Realenzyklopädie mit Wipfs Biographie vergleichen, um zu spüren, wie da alles Leben und Farbe gewonnen hat. Wertvoll ist die Feststellung mit überzeugenden Gründen, dass das von E. Egli angenommene Schaffhauser Reformationsmandat von 1523 nicht existiert hat, man hat vielmehr die alte Lehre neben der neuen geduldet. Etwas rätselhaft bleiben die S. 22 nach Leonhard Meyer: Reformation loblicher Statt Schaffhausen mitgeteilten Äusserungen Hofmeisters über das Abendmahl; Wipf setzt sie mit seiner Quelle in das Jahr 1522. Das ist kaum möglich, es müsste denn Hofmeister vor Zwingli, der damals noch nicht so weit war, die Zwinglische Abendmahlslehre vertreten haben. Stammen die interessanten Aufzeichnungen, die über das einfache Gedächtnismahl hinausgehen und einen Genuss des Fleisches und Blutes Christi «geistlicher weis» lehren (was Zwingli, sehe ich recht, 1524/25 auch sagen kann), wirklich aus Hofmeisters Schaffhausener Zeit, so gehören sie an ihren Schluss und nicht an den Anfang, also ± 1525. Überhaupt wird die anfängliche Predigt des Barfüssers in ihrem «evangelischen» Charakter nicht überschätzt werden dürfen; hat doch Hofmeister noch 1522/23 eine neue Kutte bekommen (S. 33, Anm. 1). Hier dürften humanistische

Einflüsse stark mitspielen, wie sie Faber Stapulensis ihn gelehrt hatte, den Wipf S. 11 auch zu stark «evangelisch» kennzeichnet. Dass Hofmeister 1525 den Blick nach Wittenberg gerichtet habe, ist wenig wahrscheinlich, wenn er in der Abendmahlslehre so scharf antilutherisch dachte (zu S. 55). Über die Bilder — es sind mehr als eines — von Hofmeister ist jetzt zu vergleichen die Liste der Reformatorenbilder bei Joh. Ficker: Martin Bucer 1917. In der Einleitung operiert der Verf. ein wenig zu stark mit Mutmassungen: Hofmeister muss . . . wird — haben etc. Darüber wissen wir nichts und dürfen ohne positive Anhaltspunkte keine Lücken schliessen. Wer will z. B. sagen, dass Hofmeister von Schaffhausen wegging, «um Klarheit zu bekommen in den letzten und höchsten Fragen des Lebens?» (S. 10). Aber diese kleinen Ausstellungen sollen und können den Wert des Gebotenen nicht herabmindern.

An den Schluss gestellt seien Reformationsreden von Basel und Bern. Letztere bilden die Grundlage der akademischen Hochschulfeier, erstere sind Gemeindevorträge. Eine akademische Feier aber auf drei Redner zu verteilen, ist nicht glücklich; die dem einzelnen Redner zugewiesene Zeit ist zu kurz. Es sprachen in Bern H. Lüdemann über das Wesen der Reformation, H. Hoffmann über die religions- und kulturgeschichtliche Bedeutung der Reformation, und E. Bähler über Bern und die Reformation. Die drei Reden werden inhaltlich immer konkreter; Lüdemann als Systematiker entwickelt die Ausprägung des christlichen Prinzips in der Reformation, Hoffmann geht von den Troeltschschen Fragestellungen aus und entwickelt Mittelalterliches und Modernes an reformatorischer Religion und Ethik, und Bähler steigt dann hinunter zum historischen Verlauf der Reformation auf dem heimatlichen Boden. Ein Zusammenklang ist da, aber es ist schade, dass er sich verteilt. Die Basler Redner waren glücklicher daran; jeder hatte ausgiebige Zeit und ein fest umrissenes Thema. P. Wernle warf die Frage auf: warum feiern wir das Gedächtnis der Reformation?, macht klar, «was wir eigentlich unter Protestantismus zu verstehen haben», um mit warmer Energie das Erwachen des Gewissens, wie es Luther erlebte, klar zu machen, nach der religiösen und ethischen Seite hin. Eb. Vischer sprach über Zwingli mehr historisch und weniger dogmatisch als Wernle. Humanismus (Erasmus), Luther, der für Zwingli den Gegensatz von Buchstabe und Geist umwandelt in den von Gesetz und Evangelium, Werkheiligkeit und Gnade, wobei mit Recht der von der Leipziger Disputation ausgehende Anstoss stark unterstrichen wird, und eine im Volksboden wurzelnde Originalität schaffen den Boden für die praktische Wirksamkeit. Eingehend und gut wird die Abendmahlsdifferenz zwischen Luther und Zwingli gekennzeichnet wie überhaupt die Unterschiede ihrer Theologie. Von E. Staehelin haben wir, wie gesagt, eine neue Oekolampadbiographie zu erwarten; so schöpfte er aus dem vollen, wenn er über «Oekolampad und die Reformation zu Basel» sprach. Ein führender Geist in seiner Gedankenwelt ist Oekolampad nicht gewesen, aber ein treuer Hüter des reformierten Protestantismus. Dessen Vollreife erzielt bekanntlich Calvin, über den — in französischer Sprache — F. Tissot sprach. Ein wenig blass und an den Problemen vorübergehend; z. B. vermisst man eine Erörterung

der Frage nach Calvins Bekehrung, und die Verbrennung Servets sollte man nicht einfach auf den virus catholique (S. 100) abschieben. — Alles in allem hat die Vortragserie gewirkt, ähnliches ist in Zürich u. a. geschehen, und wird hoffentlich weiter geschehen, da im kommenden Jahre die zürcherische und damit ostschweizerische Reformation ihr Säkularfest begeht.

Zürich.

W. Köhler.

Léonard-Chester Jones. Simon Goulart. Sa vie et son œuvre 1543—1628. XVI—547 pages, Genève, 1916. in-8. (Thèse de Doctorat ès lettres.)

Goulart est une des personnalités marquantes de la seconde moitié du XVI^e siècle à Genève, la personnalité la plus marquante à côté de Théodore de Bèze. Comme théologien Goulart n'a rien d'original, il n'a publié que quelques opuscules d'édification, mais il a rendu de grands services comme traducteur d'œuvres de pères de l'Eglise ou de contemporains (Hotmann, Balbani, Zanchi, Chandieu, Juste Lipse, Tagaut, J. Gerhard), comme éditeur des ouvrages d'Hemmingius, de J. de l'Espine et surtout comme vulgarisateur. Goulart était un sagace et habile collectionneur de faits curieux et mémorables, de matériaux historiques. Son nom reste attaché à la publication du *Recueil des choses mémorables advenues en France sous les règnes de Henri II, François II, Charles IV et Henri III*. On sait qu'il signait ses publications des initiales S. G. S.: Simon Goulart Senlisien.

Prédicateur indépendant et courageux, il a su plusieurs fois se faire, en face du gouvernement, l'organe de l'opinion et de la conscience publiques indignées. Lorsque Bèze disparut, il fut considéré comme le chef du corps pastoral genevois, et fut de 1605 à 1628 l'homme le plus en vue dans l'Eglise. M. Jones nous a rendu un grand service en écrivant la biographie de cet homme distingué, et surtout en établissant la liste de ses publications. Il a fouillé consciencieusement les archives et les bibliothèques de Genève, Lausanne, Bâle, Berne, Zurich, Saint-Gall, Paris, Londres. Le résultat est que tandis que Haag dans la *France protestante* n'indiquait que 48 œuvres de Goulart, plus une dizaine de perdues ou d'incertaines, la liste dressée par Jones en compte 82. Nous attendons avec impatience la bibliographie détaillée et complète que M. Jones nous a promise, et qui rendra, comme le présent ouvrage les plus grands services aux historiens, bibliothécaires et bibliographes.

Genève.

Eug. Choisy.

Histoire militaire de la Suisse, 6^e cahier. 1. Dr. Richard Feller. Alliances et service mercenaire (1515—1798). 2. Capitaine Friedrich Pieth. La Suisse pendant la Guerre de Trente-Ans (1618—1648). — Berne, Commissariat central des guerres, 1916, in-8, 110 p. et 3 cartes.

L'apparition dans un même fascicule des deux notices dont on vient d'énoncer les titres est faite pour surprendre: A dire vrai, leur rapprochement ne s'imposait ni par l'analogie des sujets traités, ni par la façon dont leurs auteurs ont compris et mis à exécution la tâche qu'ils ont accepté d'ac-

complir, ni enfin et surtout par la valeur respective des manuscrits soumis par eux à l'examen du chef de l'Etat-Major de l'armée ou de ses représentants. Au total, de deux choses l'une: Ou bien ces derniers ont accordé l'*imprimatur* les yeux fermés, et, dans ce cas, il est permis de regretter la confiance dont ils ont fait montre. Ou bien ils se sont acquittés de leur devoir. Et alors c'est leur perspicacité qui se trouve en défaut. A moins encore que — et j'é mets là une troisième hypothèse — leur religion étant éclairée, ils se soient nourris de l'espoir que l'œuvre médiocre passerait sous le couvert de celle qui ne l'est pas, calcul assurément terre-à-terre, dont le moindre inconvénient est de contraindre le lecteur à meubler sa bibliothèque d'ouvrages qu'il préférerait n'y point voir, s'il en avait le choix.

Les réflexions qui précèdent n'ont rien de désobligeant pour M. Richard Feller. Bien au contraire. Son exposé donne l'impression très nette que le «raccourci» historique qu'il nous présente est le fruit d'un labeur intelligent. La plupart de ses idées générales sont ou justes en soi, ou à tout le moins fort défendables. Il se livre, de ci, de là, à des rapprochements ingénieux qui dénotent en lui un esprit sagace et critique. Tout au plus pourrait-on lui reprocher une tendance à passer trop aisément du particulier au général. Ainsi (p. 13) il écrit «que la France demeura le pays qui attirait irrésistiblement les mercenaires». Cette affirmation ne doit pas être prise trop au pied de la lettre. Il y eut à cet égard «du flux et du reflux». Vers le milieu du règne de Louis XIV, les Confédérés s'accordaient à trouver le service français trop dur et trop meurtrier, alors qu'en revanche celui de l'Espagne en Lombardie offrait aux enseignes des petits cantons un débouché «de tout repos» car elles y «menaient la vie de garnison». D'autre part le principe directeur de la politique française au sein des Liges, assavoir que seule une Confédération où le calme régnait à l'intérieur pouvait être utile aux rois Très-Chrétiens, comporta au cours des siècles d'assez nombreux revirements, surtout durant les périodes de négociation des renouvellements d'alliance. Les Caumartin, les De La Barde, les Mouslier, les Du Luc, les Bonnac et d'autres encore ne se firent pas faute de semer à mainte reprise la discorde entre les petits Etats des deux confessions, à seule fin de briser la résistance du bloc helvétique à leurs suggestions.

La «fidèle surveillance» (p. 9), que la maison d'Autriche demandait aux Suisses d'exercer envers Constance et les villes forestières du Rhin est en effet un «terme impropre», mais sous la plume de M. R. F. ou, pour mieux dire, sous celle de son traducteur qui aurait dû, semble-t-il, employer celui de «fidèle égard», lequel se retrouve dans tous les documents français de cette époque.

Le chapitre consacré à la tactique et à la discipline aux temps anciens (p. 24) est un des mieux venus. Il justifie à lui seul l'intérêt de la plaquette. Et combien exacte nous apparaît la constatation faite par M. F. que c'est au moment où il cesse d'être appelé *Knecht* que le mercenaire helvétique entre véritablement en servitude (p. 34). N'est-ce pas l'époque où Louvois expose sans ménagements à Stoppa ce qu'il exigera dans l'avenir du soldat

suisse assavoir «de bien tirer et de ne le jamais faire qu'on ne le luy commande»?

Je m'attendais un peu, — l'avoueraï-je? — à ce que, usant à propos de la liberté de jugement qui lui est coutumière, Mr. F. flagellât au passage certaines défaillances morales des Confédérés de l'ancien régime. Aussi bien j'éprouve le regret de constater que, loin de condamner la politique néfaste des alliances multiples qui, durant deux siècles, déconsidéra les Suisses aux yeux de l'étranger, il incline à l'excuser. «En donnant en 1577 et 1587», écrit-il, «au traité de 1560 et à l'ancienne capitulation de Milan le caractère d'alliances avec la Savoie et avec l'Espagne, les cantons intérieurs affermissaient leur situation et maintenaient envers et contre les prétentions françaises leur droit de s'allier à qui ils voulaient» (p. 18). Et ailleurs (p. 19) «De pareilles contradictions n'avaient pourtant pas dans la réalité, le caractère inquiétant que leur prêtait la teneur des traités; elles permettaient aux Suisses d'en appeler d'un traité à l'autre et de se soustraire ainsi à leurs doubles engagements». Or c'est là précisément ce qui paraît insoutenable. Que les cantons eussent le droit de contracter avec les puissances voisines des traités d'alliances, la France n'y contredisait pas. Mais elle y mettait avec raison la condition formelle que les stipulations arrêtées dans ces traités n'annuleraient pas celles de sa propre alliance et ne rendraient pas vains les sacrifices financiers consentis par elle à seule fin de les y faire consigner.

Qu'on me comprenne bien. Je ne blâme pas nos ancêtres d'avoir, selon l'expression de Mr. F., tenté de «lutter d'adresse avec les diplomates étrangers». Je vais plus loin. J'estime que l'on ne saurait leur faire un grief sérieux d'avoir inséré à dessein dans quelques-uns des traités conclus avec ceux-ci certains termes dont l'imprécision constituait un piège et de s'être refusés dans la suite à en laisser arbitrer le sens exact. Les contestations à quoi donnèrent lieu, durant une partie du XVII^e siècle, l'interprétation des mots *fidèle égard* dans le traité d'Union héréditaire austro-suisse et la question de savoir si en employant des contingents helvétiques au-delà du Rhin sur terre d'Empire, le roi Très-Chrétien leur imposait une «transgression» de leurs devoirs, procuraient aux gouvernements cantonaux une ample moisson, prévue d'ailleurs par eux, d'écus, de doublons et de florins et leur permirent de satisfaire leur avidité au gain, qualifiée d'«incroyable» par les contemporains. L'honnêteté d'un pareil procédé est assurément discutable. Mais à ses détracteurs on peut objecter que les Suisses n'offraient pas leurs services, que ces services étaient sollicités d'eux et que c'était par suite aux Français, aux Espagnols, aux Impériaux, aux Piémontais à spécifier en termes clairs et dépourvus d'ambiguïté ce qu'ils attendaient du Corps helvétique comme contre-partie de leurs libéralités à son égard.

En revanche lorsque les Suisses s'avisèrent d'affirmer que leur alliance avec la France était strictement défensive et que, en conséquence, leurs troupes ne pouvaient être employées qu'à l'intérieur du royaume, lorsque les catholiques prétendirent étendre d'autorité à la Franche-Comté une protection dont les Lettres réversales de Henri IV ne leur permettaient de couvrir que la Lom-

bardie et la Savoie, lorsqu'ils donnèrent à l'Europe le spectacle affligeant de leur vénalité en prenant simultanément envers la France et envers l'Espagne des engagements contradictoires et inconciliables, cassés aussitôt leurs pensions touchées, il devint malaisé de ne pas condamner avec quelque sévérité de semblables pratiques et de ne point établir un parallèle suggestif entre l'époque des guerres de Bourgogne et de Souabe, où les Suisses défendaient leur liberté et celle, beaucoup moins héroïque, où ils l'aliénaient au plus offrant. Mais au total l'histoire de la Confédération renferme d'assez belles pages pour que les ombres qui s'y projettent n'en déparent pas sensiblement l'éclat.

La mise sur pied du travail de Mr. F. a exigé de sa part beaucoup de lecture. J'ai des raisons de douter que son exemple ait été suivi par M. Pieth. L'ouvrage de ce dernier me paraît être un amalgame, pas très compliqué certes, dont les *Mémoires et Lettres de Henri de Rohan sur la Guerre de la Valteline* et l'*Historia motuum et bellorum* de Sprecher de Bernegg ont fait les frais. Peu ou point de critique. Par suite Mr. Pieth ne nous apprend rien de nouveau. Au contraire, l'explication acquise et bien établie de certaines décisions militaires lui échappe. Un exemple entre plusieurs: A p. 81 je lis: «Arrivé à Tirano, le chef des Impériaux se détourna, on ignore pour quelle raison, vers la vallée de Poschiavo et celle de Livigno...» Or on sait que c'était à seule fin d'y surprendre un des lieutenants de Rohan, Montausier lequel, avisé tardivement du danger qui le menaçait, n'eut que le temps de s'échapper pour rejoindre Du Landé dans la Haute-Engadine. Mais pour fixer la vérité, il eût été peut-être opportun de consulter d'autres ouvrages que ceux dont je viens de faire mention. Il eût fallu surtout faire un choix judicieux parmi les sources indiquées dans une *bibliographie* de sept pages d'étendue, appareil et apparat tout à la fois d'érudition factice, où l'on relève des contributions historiques surannées et de nulle valeur, mais où l'on chercherait en vain certaines publications récentes qui ont épuisé en partie le sujet traité, tant au point de vue militaire qu'au point de vue diplomatique.

Aussi bien n'est-ce pas sans raison que j'ai cru devoir insister au début de cette récession sur la très grande différence de valeur qu'offrent les deux plaquettes réunies dans le sixième fascicule de l'*Histoire militaire de la Suisse*

Edouard Rott.

Elsbeth Corona Klinkert geb. Dannenberg. Die evangelischen Kanton und die Waldenser in den Jahren 1655 und 1685/86. Inaugural Dissertation zur Erlangung der Doktorwürde der hohen philosophischen Fakultät der Universität Zürich. Zurich, 1917. 79 p. in-8. Separat-Abdruck aus der Schweizerischen theologischen Zeitschrift XXXIV. Jahrgang (1917).

Il y a peut-être peu d'histoires d'un petit peuple qui aient été aussi abondamment étudiées que celle des Vaudois du Piémont, et qui aient fourni aux historiens une aussi riche matière à dissertations. Il est vrai que cette histoire est tout spécialement dramatique. Comment ce petit peuple d

20,000 habitants a-t-il réussi à survivre aux persécutions systématiquement ordonnées et sans cesse renouvelées pour l'anéantir? Cela tient presque du miracle. Aussi les documents abondent; mais comme toujours ils présentent des lacunes et laissent des questions non encore résolues.

La dissertation du Prof. Meyer von Knonau intitulée: *Die evangelischen Kantone und die Waldenser in den Jahren 1663 und 1664* avait comblé une de ces lacunes en mettant en relief l'importance du secours accordé par les cantons évangéliques de la Suisse à ce petit peuple, et le succès obtenu à grand' peine par l'ambassade qu'ils envoyèrent alors à Turin. Mais cette ambassade ne fut pas la seule: Déjà en 1655, puis plus tard en 1685 les cantons évangéliques de la Suisse envoyèrent leurs principaux magistrats à Turin intercéder en faveur des Vaudois persécutés. Ce sont ces deux ambassades dont Madame E. C. Klinkert née Dannenberg nous raconté l'histoire et nous indique les résultats dans sa dissertation inaugurale destinée à lui faire obtenir le bonnet de Docteur en philosophie. Elle le fait surtout à l'aide des documents originaux qu'elle a trouvés dans les Archives d'Etat de Zurich, ce qui donne à son travail une valeur réelle.

Son mémoire fait ressortir le dévouement et la persévérance qu'ont montrés les cantons suisses dans des circonstances difficiles. Les messagers qu'ils envoyèrent à Turin en 1655 et en 1685 étaient de vrais hommes d'Etat en même temps que des philanthropes, et si leur mission n'obtint pas de meilleurs résultats surtout en 1685 et 1686, ce fut la faute des circonstances beaucoup plus que la leur. Le récit de leurs luttes avec l'astuce et la mauvaise foi des représentants des ducs de Savoie et parfois avec l'impatience et les prétentions exagérées des Vaudois est vraiment dramatique. Elle pourrait l'être encore plus si l'auteur de la dissertation n'avait pas tenu à être un narrateur consciencieux parfois, un peu terne dans son exposé.

On voudrait y voir élucider encore plus clairement la question discutée à la page 50: Y a-t-il eu impatience de la part des ambassadeurs suisses, ou plutôt prudence et sagesse, à ne pas attendre l'arrivée du messenger de Cromwell Moreland, qui s'attardait à Genève, avant de signer un traité insuffisamment favorable aux Vaudois? Par contre les raisons de l'échec à peu près complet de la mission des envoyés de Zurich et de Berne, Jean Gaspard de Muralt et Bernard de Muralt en 1686 sont très bien exposées. Les temps étaient alors bien sombres, surtout pour la France protestante. On peut regretter que Madame Klinkert n'ait mieux pas séparé, au moins pour les yeux de ses lecteurs, les récits de ces deux ambassades et n'ait pas donné plus nettement les résultats de celle de 1661, racontée par son professeur.

Le texte compact et uniforme de cette dissertation lui donne un aspect un peu lourd et fatigant, au moins pour le lecteur français. Il gagnerait à être divisé et allégé. Telle qu'elle est cependant elle sera une pièce nécessaire à consulter par ceux qui voudront écrire une nouvelle histoire de l'héroïque petit peuple des Vallées.

Genève.

Charles Martin, p. v.

Hedwig Dörfliger. Französische Politik in Solothurn zur Zeit des Schanzenbaues 1667—1727. Zürcher Diss. 1917. 317 S. (Gebr. Leemann & Co., Zürich).

Zu einer die Resultate der Spezialforschung zusammenfassenden Geschichte des Kantons Solothurn, wie sie dringendstes Bedürfnis wäre, fehlen zurzeit noch eine Reihe von Vorarbeiten, ganz abgesehen davon, dass die vorhandene Literatur zur Kantongeschichte in der unübersichtlichsten Art und Weise zerstreut ist. Eine solche Vorarbeit ist nun durch H. Dörfliger geleistet worden, die auf Grund der im Bundesarchiv befindlichen Kopien der Korrespondenz der französischen Gesandten und des im solothurnischen Staatsarchiv enthaltenen Materials ein interessantes Kapitel solothurnischer Geschichte behandelt. Der Bau der solothurnischen Schanzen in den Jahren 1667—1727 nach den Plänen italienischer und französischer Ingenieure aus Vaubans Schule wurde, wie die Verfasserin wahrscheinlich macht, weniger aus Angst vor neuen Erhebungen der Landschaft, als aus Besorgnis vor dem protestantischen südlichen Nachbar unternommen. Dazu genügten aber die eigenen Mittel der Aarestadt nicht, obgleich man starke Frondienste von den Zünften und Untertanen forderte und eine schwer empfundene dauernde direkte Steuer, das Schanzgeld, einführte. Es war die französische Krone, die durch ihre Zuschüsse den Bau ermöglichte. Zwar bestanden diese nur in den — selten pünktlich bezahlten — Pensionen und Zinsen eines unter Ludwig XIII. den Franzosen geliehenen Kapitals, aber die Ambassadoren wussten mit grösstem Geschick die Notlage Solothurns auszunützen und während dieser Zeit in einer über das gewöhnliche Mass hinausgehenden Art und Weise die Politik der Stadt ihrem Lande während der vielen Kriege Ludwigs XIV. dienstbar zu machen. So stand Solothurn in vorderster Linie, als 1667 durch das schwächliche Verhalten der Eidgenossenschaft die wichtige Freigrafschaft dem Einfall Condés preisgegeben wurde und sogar schweizerische Regimenter vertragswidrig zur Besetzung derselben verwendet wurden; diese seine Notlage war mit Ursache, dass der Beitritt zur Tripelallianz verhindert wurde und spanisches Bündniswerben auf unfruchtbaren Boden fiel. Dieser Abhängigkeit vom französischen Gelde war es wesentlich mitzuverdanken, dass Solothurn gegenüber willkürlicher Behandlung seiner Soldtruppen in Frankreich und dem Bruch der Kapitulationen machtlos war. Im französischen Krieg gegen Holland trat Solothurn für die Neutralisierung der Freigrafschaft ein, solange Frankreich das wünschte, und geriet durch deren Eroberung durch die Franzosen noch mehr in Abhängigkeit, da es das Salz aus diesem Gebiet bezog. Auch in einer von Frankreich geforderten schroffen Haltung gegenüber franz. Deserteuren und später gegenüber den Refugianten trat die Abhängigkeit von Frankreich zutage. Alle Provokationen liess man mit mehr oder weniger Vorstellungen über sich ergehen. Als dann Ludwigs Ehrgeiz seit 1688 neue Kriege entfesselte, ging das Bestreben Solothurns einzig dahin, die schwierige Lage Frankreichs, das sich durch die Hugenottenvertreibung auch die evangelischen Orte zu Gegnern gemacht hatte, zur Gewinnung günstiger Zinsverträge (von 1689 und 1696) auszunützen; durch den Vertrag von 1696, der

ihm einen jährlichen Zins von 20,000 \bar{w} verbürgte, geriet es aber vollends unter französischen Einfluss, trotzdem eine von Seckelmeister Joh. Ludwig von Roll geführte Opposition energisch die vom franzosenergebenen Schultheissen Joh. Viktor Besenval gewiesenen Bahnen zu verlassen strebte. So bewahrte Solothurn auch während des spanischen Erbfolgekrieges eine für Frankreich wohlwollende Haltung, die sich in der Bewilligung neuer Volksaufbrüche in französische Dienste und Verweigerung kaiserlicher Werbungen kundtat. Auch während des Zwölferkrieges richtete sich Solothurn wesentlich nach dem Willen Frankreichs, das den Krieg zu vermeiden suchte, und trat dem Drucklibund bei. Die Geschicklichkeit der Ambassadoren war allerdings häufig nötig, um die widerstrebenden Elemente in Solothurn zu besiegen; das meiste aber tat gewöhnlich die durch den Schanzenbau hervorgerufene stete Geldnot.

Die klare, frisch geschriebene Arbeit, die unsere allgemeine Kenntnis dieser Epoche durch viele Einzelzüge bereichert, würde durch eine schärfere Konzentration des Stoffes sehr gewonnen haben.

Solothurn.

H. Büchi.

Henri Fazy. Genève de 1788 à 1792. La fin d'un régime. Genève, Kundig, 1917. VII—566 pages.

Le livre de M. Fazy vient combler une des lacunes les plus graves de l'histoire genevoise. Jusqu'à présent on savait en gros que le gouvernement aristocratique avait été renversé le 28 décembre 1792, mais personne n'avait pris la peine de nous raconter avec le détail nécessaire comment cet événement capital s'était produit et ce qui l'avait préparé. Chose peut-être encore plus fâcheuse, le peu qu'on savait, on le savait mal. On possédait quelques monographies estimables sur des points spéciaux, mais les récits qui portaient sur l'ensemble de la crise se distinguaient par leur insuffisance et leur nullité. Thourel, par exemple, consacre cinquante pages de son histoire aux quatre années de lutte qui précédèrent l'effondrement complet de l'ancien régime genevois, mais ceux qui les ont parcourues, peuvent dire s'il leur est resté après cette lecture une idée claire ou même une idée quelconque de cette catastrophe. M. Fazy a donc rendu un service essentiel à notre histoire nationale en publiant un gros volume de plus de cinq cents pages, documenté avec soin et solidement charpenté, sur ce sujet si peu connu et pourtant d'une si grande importance. J'ajoute que par son expérience des affaires publiques, acquise dans les plus hautes charges de l'Etat, il était mieux qualifié que personne pour entreprendre une pareille tâche.

Un des rares historiens qui aient porté un jugement d'ensemble sur l'activité du gouvernement aristocratique pendant la crise qui amena sa chute, M. J. B. G. Galiffe s'exprime comme suit à propos des émeutes des Egaliseurs au commencement de 1791¹⁾: «On a prétendu naïvement», écrit-il,

¹⁾ *D'un siècle à l'autre*, (Genève, 1877, in-8), I, p. 217.

«que ce gouvernement aurait pu clore l'ère des révolutions en accordant librement tout ce qui était demandé, comme si déjà alors il n'y avait pas eu des convoitises bien autres que celles qu'on mettait en avant! Ce qui est certain, c'est que, bien que privé depuis la fin de 1790 de plusieurs de ses membres les plus énergiques, mais appuyé cette fois de la bourgeoisie jalouse de ses propres privilèges, le Conseil d'Etat réussit pendant deux ans encore, et avec fort peu de concessions réelles, à faire face à tous les événements. Nous croyons donc qu'en tenant compte de ses antécédents et des circonstances exceptionnelles de l'époque, la politique du Conseil, tour à tour ferme sans obstination et habile sans faiblesse, fut précisément celle qui convenait le mieux dans une position et des temps aussi difficiles.»

Les conclusions de M. Fazy sont absolument différentes. Pour lui, le gouvernement aristocratique à son déclin fit preuve d'une incompréhension complète des nécessités du moment et de la plus parfaite impéritie. Pressé, dit-il, par la révolution qui montait sans cesse, il fit successivement toutes les concessions qui lui étaient demandées, mais toujours lorsqu'il était trop tard pour qu'elles pussent améliorer sa situation, et en fin de compte s'abîma brusquement, presque sans lutte, ou pour employer les expressions mêmes de l'auteur, «tomba comme un fruit mûr sans avoir tenté un simulacre de résistance».

Chose singulière, ces deux opinions si divergentes ne sont pas aussi inconciliables qu'il semble à première vue. J'estime, comme M. Fazy, que dans sa lutte contre les idées nouvelles le gouvernement aristocratique, en 1789 et les années suivantes, était vaincu d'avance. Il n'avait pu maintenir sa position jusqu'à ce moment que grâce à l'appui de l'étranger et cet appui lui faisait maintenant défaut. Sa seule ressource pour sauver ce qu'il était peut-être encore possible de sauver était de procéder lui-même et de bon gré aux réformes que l'on réclamait de lui. Considérée sous cet angle, sa conduite, qui fut tout autre, mérite certainement les critiques que M. Fazy lui a prodiguées. Mais pour agir de cette façon, il eût fallu que le gouvernement aristocratique prît exactement le contrepied de la politique qu'il avait suivie jusqu'alors. Il ne l'a pas voulu et, si l'on se place à son point de vue, on est bien près de conclure avec M. Galiffe qu'il a fait en somme une belle défense et aussi prolongée qu'il était possible.

Lorsqu'on veut juger l'ancien régime genevois, il faut soigneusement distinguer entre le système et les hommes. Le système prête aux critiques les mieux fondées, il était en tout cas absolument suranné; c'est l'appréciation la plus favorable qu'on puisse en faire. Les hommes valaient infiniment mieux. On peut, si l'on veut, dénier le sens politique aux magistrats aristocrates du XVIII^e siècle, il est difficile de leur refuser son estime. L'honneur, la probité, la dignité de la vie, l'amour du bien public étaient chez eux des vertus courantes. C'est même ce qui les a induits en erreur. Ils avaient si bien conscience des bonnes intentions dont ils étaient remplis qu'ils les ont transformées en une sorte de droit divin à leur usage. Ils ont cru de très bonne foi que le bien de l'Etat était lié au maintien d'un régime qui leur assura

le pouvoir et cette conviction a déterminé leur politique dans toutes les luttes qu'ils ont soutenues au cours du siècle contre les novateurs.

M. Fazy, qui raconte la dernière de ces luttes, est très dur pour cette politique ultra-conservatrice, mais on ne peut pas dire qu'il l'ait traitée avec injustice, surtout si l'on se place à son point de vue qui est celui de l'absolu. En revanche, il me semble avoir été un peu sévère pour les hommes qui l'ont pratiquée, faute d'avoir fait suffisamment la distinction que j'établis ci-dessus. Cela vient en partie de ce qu'il les voit de haut sans entrer dans le détail journalier où ils se montrent beaucoup plus à leur avantage que dans les grandes affaires. En tout état de cause, du reste, les derniers magistrats aristocrates de la vieille Genève ne me paraissent pas avoir été aussi veules et aussi peu intelligents qu'il les suppose avoir manqué d'énergie et d'intelligence au point où il le suppose. Leur chute même, si rapide et pour ainsi dire consentie, à la fin de 1792, est moins à mon avis un signe de faiblesse que de patriotisme. Depuis le décret rendu par la Convention le 19 novembre, ils ne pouvaient absolument plus rien faire pour leur défense sans compromettre l'indépendance de la République.

Dans un ordre d'idées un peu différent, il y a encore un point à propos duquel je désirerais faire une légère réserve. Je suis convaincu, comme M. Fazy, que les évolutionnaires, à l'époque qu'il a traitée, représentaient la cause du progrès, mais la grandeur des principes pour lesquels ils combattaient me semble lui avoir un peu masqué les procédés très contestables qu'ils ont quelquefois employés. On ne voit peut-être pas assez dans son beau livre que Genève pendant ces années a été une ville de désordre où les pires éléments de la population se donnaient carrière. M. Fazy réproouve énergiquement les excès qui souillèrent la révolution genevoise en 1793 et 1794; mais ces excès étaient en germe dans les années précédentes. Les hommes qui les ont commis avaient déjà la main à l'œuvre, ils faisaient leur apprentissage. En s'associant avec ces énergumènes pour abattre l'aristocratie, les meneurs de l'opposition, même les meilleurs, ont ouvert la porte par où le crime a passé et c'est fâcheux pour la cause qu'ils ont servie.

Genève.

E. L. Burnet.

Dr. Alfred Bissegger. Die Silberversorgung der Basler Münzstätte bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts. Basel 1917. 225 S.

Die Quellen aufzusuchen, aus denen einer wichtigen Münzstätte das Prägematerial zufloss, und die verschiedenen Arten festzustellen, auf welche sich jene dieses Material verschaffte, ist eine so reizvolle Aufgabe, dass man sich nur verwundern kann, dass sie in B.s Arbeit — einer Basler Dissertation — zum erstenmal für eine Stadt im Gebiete der heutigen Schweiz gelöst wird.

Für die ganze lange Zeit von annähernd tausend Jahren, unter königlicher, bischöflicher und städtischer Münzhoheit, blieben die Hauptversorgungsgebiete die gleichen: die Vogesen und der südwestliche Schwarzwald. Silber entfernterer Produktionsgebiete wurde gelegentlich in Frankfurt und Strass-

burg und auf dem von Schwaben nach Lyon führenden Handelswege angekauft. Ausser dem Rohsilber wurden verrufene und fremde Münzen und Gerätsilber verarbeitet. Die mannigfaltigsten Erwerbsformen treten auf. Die einfachste Form finden wir noch im 11. Jahrhundert (über die königliche Münzperiode können nur Vermutungen ausgesprochen werden): der Bischof besitzt sowohl die Bergwerke als auch die Münze, ist also zugleich Produzent und Konsument. Später tritt, unter Verleihung der bischöflichen Gruben an die Grafen von Freiburg, die Form des Silberbezuges auf Grund einer Abrede des Vorkaufsrechtes auf, dann auch der Einkauf des Silbers durch den Münzmeister beim Bergwerk, endlich der Erwerb durch den freien Handel und, in der Zeit der städtischen Münzhoheit, die Ablieferung von Silber durch den Stadtwechsel an die Münze. Diese Formen blieben nebeneinander, mit zeitweiliger stärkerer Betonung der einen oder andern, bis ins 18. Jahrhundert. Zu ihnen trat, solange der Rappenmünzbund bestand (1377–1576), die vertragliche, kontingentierte Zuweisung des Silbers an Basel wie an die übrigen Bundesmünzstätten aus dem in den Gruben des Bundesgebietes geförderten und zwangsweise in diesem zurückgehaltenen Metall.

Es ist nicht möglich, im Rahmen dieser Besprechung auf alle Punkte einzugehen. B.s Arbeit bietet weit mehr, als ihr Titel angibt, indem nicht nur die Silberversorgung, sondern auch die Ausprägungen, sowie die Organisation und der Betrieb der Münze und anderes mehr besprochen werden.

Leider ist der Stoff nicht sehr übersichtlich angeordnet. Da die Bezugsquellen, wie wir gesehen haben, im wesentlichen die gleichen blieben und auch die Versorgungsarten nicht von Jahrhundert zu Jahrhundert wechselten, führte die von B. für die städtische Periode gewählte Einteilung in Jahrhunderteabschnitte zu fortwährenden Verweisungen auf schon Gesagtes und späterhin noch zu Behandelndes. Hatte B. diese Anordnung einmal gewählt, so hätte er seiner Arbeit auch ein Register, inbegriffen und in erster Linie ein Sachregister beigegeben müssen, um demjenigen die Benützung zu erleichtern, der z. B. die Entwicklung einer einzelnen Versorgungsform zu verfolgen wünschte.

Ein paar Versehen auf numismatischem Gebiet im engern Sinne (parallele Anführung von Denaren und Brakteaten; Einsiedeln, Engelberg, Lugano etc. als münzberechtigte Orte u. a.) seien hier nur nebenbei festgestellt. Sie tun dem Werte der fleissigen, aufschlussreichen Arbeit keinen Eintrag.

Zürich.

Felix Burckhardt.

Gustave Chaudet. «*Histoire du parti radical suisse*» avec 32 illustrations prix fr. 6.50. Ferd. Wyss, éditeur à Berne.

Entspricht diese Geschichte der schweizerischen freisinnigen Partei auch nicht in allen ihren Teilen strengen wissenschaftlichen Anforderungen und lässt sie manchen begründeten Wunsch unerfüllt, so wird man das Erscheinen dieses Buches doch begrüßen dürfen. Der Verfasser verfolgt ja auch wenige wissenschaftliche als propagandistische Zwecke: indem sich der Waadtlande

Gustave Chaudet zum Ziel setzte, zu zeigen, was die schweizerische radikale Partei gewesen ist, was sie geleistet hat und was ihr zu tun übrig bleibt, will er die Ideen und Ziele der Partei in weitere Kreise tragen. Die begeisterte Zugehörigkeit zu der Partei, deren Geschichte diese Publikation gewidmet ist, hat den Verfasser nicht abgehalten, sich der Unparteilichkeit möglichst zu befleissen. Jene strenge Objektivität, welche bei rein wissenschaftlichen Werken selbstverständliche Voraussetzung ist, darf man freilich in einer Parteigeschichte, die ein «œuvre de vulgarisation» sein will, kaum erwarten, namentlich in den neuesten Partien nicht.

Gustave Chaudet teilte seine Geschichte der radikalen Partei der Schweiz in vier Hauptkapitel, die ihrerseits wieder in eine grosse Zahl von Unterabschnitten zerfallen. Die Aufschrift des ersten Hauptkapitels: «Le mouvement des idées de 1805 à 1815» ist einigermaßen irreführend: es handelt sich weniger um eine Schilderung der *politischen Ideen* und ihrer Entwicklung in diesen 12 Jahren als um eine kurz zusammengefasste Darstellung der politischen *Hauptereignisse* dieser Zeit. Das zweite, weitaus grössere Kapitel schildert die Entwicklung unserer politischen Einrichtungen in der Zeit von 1815 bis 1848. Wir vernehmen, dass die Ideen des politischen Fortschrittes gegen das Ende der Restaurationszeit immer kräftiger werden, um sich dann am Beginne der dreissiger Jahre, zunächst auf kantonalem Gebiet, siegreich durchzusetzen. Dieser Sieg der Progressisten äussert sich in der *Regenerierung*, d. h. zeitgemässen Umgestaltung zahlreicher schweizerischer Kantone. Die Umwälzung des Kt. Waadt wird besonders einlässlich gewürdigt, wie überhaupt in dem ganzen Buche Chaudets der Freisinn des Waadtlandes und seine Entwicklung etwas allzu stark in den Vordergrund gerückt werden. Andere, nicht minder wichtige Kantone und ihre radikalen Parteien werden dagegen hin und wieder etwas stiefmütterlich behandelt. Das grosse Werk der Regenerierung des *zürcherischen Staatswesens* in den dreissiger Jahren wird z. B. auf den Seiten 52 f etwas gar kurz abgetan. Wenn der Verfasser sagt, dass Dr. Hegetschweiler von Stäfa im Jahre 1839 getötet wurde «dans une émeute à Zurich», so lässt das Wörtchen «une» den Schluss zu, als ob es in jener Zeit wiederholt zu blutigen Aufständen in Zürich gekommen wäre, was ja gar nicht zutrifft. Was die Parteibezeichnung «*radikal*» anbelangt, so war es der streitbare Luzerner Professor und Politiker Ignaz Troxler, der im Jahre 1831 dieses Wort aus dem Englischen in unser politisches Wörterbuch einführte.

Schliesst Kapitel II mit einer kurzen Schilderung der Schaffung der Bundesverfassung von 1848, so befassen sich die beiden letzten Kapitel mit den Zeitabschnitten von 1848 bis 1874 und von 1874 bis 1915. Die äussere und innere Geschichte des neugeschaffenen Bundesstaates tritt uns in ihren Hauptereignissen vor das Auge. Wir hören von neuen Kämpfen, Entwicklungen und Errungenschaften der freisinnigen Partei und all den Widerständen, die dabei zu überwinden sind; die bedeutenden freisinnigen Politiker auf eidgenössischem und kantonalem Gebiete werden uns in Wort und Bild vorgeführt. Sein letztes Kapitel eröffnet Gustave Chaudet mit einer einlässlichen und begeisterten Würdigung des grossen Waadtländer Juristen und radikalen

Politikers *Louis Ruchonnet*, der nach dem Urteil des Verfassers «die Seele und das Werkzeug unseres politischen radikalen Lebens von 1870 bis 1893 war».

Die letzten Abschnitte der Arbeit von Gustave Chaudet haben weniger wissenschaftlich-historischen als politisch-polemischen Charakter. Man lese den Abschnitt: «Les chevaux de bataille de l'opposition», um sich ein Bild zu machen, wie sich der Verfasser mit den modernen Gegnern der schweizerischen freisinnigen Partei auseinandersetzt. In den kurzen Ausführungen, welche Chaudet der *sozialdemokratischen Partei* widmete, finden sich mancherlei zeitgemässe Betrachtungen. Wenn der Verfasser dagegen in dem Abschnitt, welchen er *der Zukunft* der freisinnigen Partei widmet, bemerkt, dass die Mehrzahl der Fehler, die in unserem Lande seit Kriegsausbruch begangen wurden, auf das Schuldenkonto der militärischen und nicht der bürgerlichen Behörden zu setzen seien, so dürfte er damit kaum allgemeine Zustimmung finden.

Zahlreiche Bilder verdienter freisinniger Politiker aus früherer und neuerer Zeit (namentlich der Mitglieder des Bundesrates) schmücken die Parteigeschichte Gustave Chaudets, welche trotz der etwas ungleichen Berücksichtigung der deutschen und welschen Schweiz und einiger Willkürlichkeiten im Aufbau ein nützliches Buch ist, zu dem der Politiker, Publizist und Historiker gerne greifen wird.

Schaffhausen.

W. Wettstein.

J. H. Jaeger, Geschichte der schweizerischen Zimmereibewegung I. Bd. Basel, Verlag vom Zentralvorstand der Zimmerleute der Schweiz, 1914. 310 S.

Diese Berufsgeschichte hat kein Geschichtsforscher von Beruf geschrieben. Ein Angehöriger des Handwerks selbst — Jaeger war längere Zeit Präsident des schweizerischen Zimmerleuteverbandes — hat zur Feder gegriffen. «Der Verfasser hat nur die Primarschule besucht und die Arbeit in den Mussestunden nach des Tages harter Fron geschrieben,» und es war ihm ursprünglich «jeder Gedanke fern gelegen, die Geschichte selbst zu schreiben». Es ist natürlich auch vollkommen unmöglich, dass in einem solchen Fall eine Leistung entsteht, an die der Fachhistoriker seine strengwissenschaftlichen Grundsätze anlegt. Er wird seiner Bewunderung Ausdruck geben, dass ein Laie mit solcher Energie und mit so viel Verständnis in ältere Verhältnisse sich eingelesen und einstudiert hat; aber er wird natürlich in manchem Fall auf erledigte Theorien (z. B. die hofrechtliche), auf irrige Auslegungen, auf schiefe Einordnung von Einzelheiten in ein Allgemeines, auf unverarbeiteten Quellenrohstoff u. s. w. stossen, namentlich da der Verfasser zeitlich und sachlich weit ausgegriffen hat. Aber für die Zwecke, die das Buch sich stellt, wird es genügen, und wir wollen in der Publikation ein Zeichen dafür erblicken, dass in den Kreisen der wirtschaftlichen Berufsverbände selbst ein Interesse an solchen geschichtlichen Darbietungen besteht, und wenn der Verfasser sagt: «Leider haben unsere (womit er natürlich unsere einheimischen

meint) Geschichtschreiber bisher sehr wenig getan, den Schleier über die Lage der arbeitenden Klassen früherer Zeiten zu lüften,» so wollen wir dieses Verdikt (namentlich was die neueren Zeiten betrifft) nicht selbstbewusst zurückweisen, sondern zugeben: Ja, leider!

Basel.

Herm. Bächtold.

Literatur zum Geschichtsunterricht.

Rud. Hotz, Wirtschafts- und Handelsgeographie. Zürich, Schulthess & Co. 1915.

Das Buch ist gedacht als Lehrmittel für «Schweizer Handelsschulen und Fortbildungsklassen». Wir möchten aber wünschen, dass es auch Benützung finde im Geographieunterricht der allgemeinen Schulen. Dort fehlt es zu meist noch an gleichmässiger, systematischer Behandlung der wirtschaftsgeographischen Fragen, d. h. es werden bei der Schilderung der verschiedenen Länder oft nur wirtschaftliche Einzelheiten geboten, statt dass man darauf ausgeht, die volle wirtschaftliche Individualität der Länder herauszuarbeiten und das Zusammenleben dieser Individualitäten im Ganzen der Weltwirtschaft darzustellen. Allerdings muss m. E. der Stoff in höherem Masse vom Standpunkt nationalökonomischer Fragestellung aus bearbeitet und aufgebaut werden, als es bei Hotz der Fall ist. Zudem würde ich den wirtschaftlichen Teil des Geographieunterrichts — wenigstens an allgemeinen Unterrichtsanstalten — niemals unter so entschiedenem Verzicht auf das geschichtliche Moment behandeln, wie Hotz es tut. Unter stärkerer Berücksichtigung einerseits wirtschaftspolitischer, andererseits wirtschaftsgeschichtlicher Betrachtung lässt sich auch hinauskommen über die allzu systematisch-statistische Darstellungsart von Hotz. Vor allem aber wird so auch erst dem Grundsatz nachgelebt, dass die Schule fürs Leben lehren soll.

Im Unterricht ist das plastische Gestaltungsvermögen der Hauptpunkt. Diese Plastik muss der Benützer dem Hotz'schen Buche hinzufügen. Aber als systematisch gut gruppierte Zusammenstellung des Stoffes wird es gute Dienste leisten. Auch der Geschichtslehrer, der eingesehen hat, dass er ohne Berücksichtigung des wirtschaftlichen Inhaltes des nationalen Lebens und der grossen Politik nicht auskommt, wird das Buch von Hotz gerne als Nachschlagewerk zur Hand haben, falls er nicht der Meinung ist, der Geschichtsunterricht habe bei 1848 oder 1871 Halt zu machen.

Basel.

Herm. Bächtold.